JAHRES- UND TAGUNGSBERICHT DER GÖRRES-GESELLSCHAFT 1953

MIT DEN IN MÜNSTER GEHALTENEN VORTRÄGEN VON JOSEPH MEURERS UND FREDERICK J. STOPP

1954

KOMMISSIONS-VERLAG J. P. BACHEM · KÖLN

INHALTSVERZEICHNIS

Erster Teil — Seite

Wissenschaftliche Beiträge: 5

Joseph Meurers: Das Problem der Kausalität im Bereich der großen Massen und Räume 5

Frederick J. Stopp: Das Groteske als Form der Wirklichkeitsdarstellung bei Greene und Waugh 14

Die Generalversammlung in Münster 27

Ansprache von Professor Dr. Hans Peters 29

Begrüßungstelegramm an den Hl. Vater 34

Öffentliche Vorträge 35

Sektionsberichte 36

Zweiter Teil

Jahresbericht, erstattet von Professor Dr. Hermann Conrad . . 54

I. Vorstand, Sektionsleiter und Beirat 54

II. Mitgliederstand 57

III. Unsere Toten 57

Nachruf für Gustav Kafka 58

IV. Kassenbericht und Vermögenslage 61

V. Institute und Auslandsbeziehungen 61

VI. Aus der Arbeit der Gesellschaft 73

VII. Veröffentlichungen der Görres-Gesellschaft 76

Erster Teil

Wissenschaftliche Beiträge

Joseph Meurers

Das Problem der Kausalität im Bereich der großen Massen und Räume

Vortrag auf der Generalversammlung der Görres-Gesellschaft in Münster (Oktober 1953)

Das schon so lange währende philosophische Gespräch über das Problem der Kausalität ist, wie man auch darüber und über seine Ergebnisse denken mag, doch darin fruchtbar gewesen, daß die Formulierung der philosophischen Frage selbst klar herausgearbeitet wurde. Es besteht wohl allgemein Übereinstimmung darüber, daß das Problem der Kausalität einen allgemeinen und einen speziellen Aspekt hat. Der allgemeine ist etwa die These: „Alles kontingente Sein ist verursacht", oder: „Jedes Geschehen, jede Veränderung hat eine Ursache", oder auch: „Jedes Entstehen ist eine Wirkung". Demgegenüber ist der spezielle Aspekt der Kausalität ausgedrückt in dem Satze: „Jede Ursache hat eine für sie spezifische Wirkung", oder: „Gleiche Ursachen — gleiche Wirkung". Während man die erste Formulierung als Kausalprinzip bezeichnet, ist die letztere unter dem Terminus Kausalgesetz oder auch direkt physikalische Kausalität bekannt, womit zum Ausdruck gebracht werden soll, daß bei den naturwissenschaftlichen Methoden nur ein spezieller Fall von Kausalität in Rede steht.

Hier soll nun das Problem der Kausalität erörtert werden an einem naturwissenschaftlichen Gegenstande. Das bedeutet, daß zunächst nur die spezielle Form der Kausalität im Blickfeld ist. Inwieweit auch das allgemeine Kausalprinzip hineinspielt, wird noch zu sagen sein.

Es soll sich handeln um die Erörterung der Kausalität im Bereich der großen Masse und Räume, d. h. im astronomischen Problemkreis. Man könnte meinen, daß es hier keine besondere Kausalität gebe, und daß es sich darum von vorneherein um eine falsche Fragestellung handele. Wenn es sie überhaupt gibt, so sollte man meinen, dann ist Kausalität etwas Allgemeines und nicht etwas auf einen bestimmten Gegenstand hin Differenziertes. Doch wäre eine solche Anschauung zum mindesten voreilig. Es ist nämlich keineswegs ausgemacht, daß etwas, das für einen bestimmten Bereich Gültigkeit hat oder in diesem in seinen Bezügen analysiert ist, auch ohne weiteres in seinen Strukturen sich auf andere Bezirke des Gegebenen übertragen läßt, auch dann nicht, wenn diese Bereiche sich „nur" um die Größenordnung, die Dimensionalität unterscheiden. Gerade die moderne Naturwissenschaft ist darauf geführt worden, daß ein Begriff, der etwa im Bezirk der menschlichen Dimensionen ohne weiteres auf die Gegebenheiten anwendbar ist, darum noch lange nicht sich als brauchbar erweist für das sehr Große oder das sehr Kleine; das Letztere jetzt im Sinne der reinen räumlichen Größe gemeint. So ist es durchaus der geistigen Situation der Naturwissenschaften angemessen, die Kausalität zu betrachten unter den Dimensionen des Weltalls, d. h. vom astronomischen Gegenstand aus.

Das hervorragendste Kennzeichen des Universums ist die Bewegung. Alles ist gegen alles bewegt. Greift man je eine einzelne dieser Bewegungen heraus, so ist nichts sicherer als dies, daß sie einen Beweger hat. (Von der sogenannten Flucht der Spiralnebel sei im Augenblick einmal abgesehen.) Die Ursachen der einzelnen Bewegungen sind jeweils nachweisbare Kraftfelder oder solche bestimmter einzelner Sterne (Doppelsterne). So eminent ist hier der Zusammenhang zwischen Beweger und Bewegtem, daß das Ursache-Folge-Verhältnis sich ganz dem mathematischen Erkenntnisgriff öffnet. So stellt die exakte Vorausberechnung der Sonnen- und Mond-Finsternisse höchste Triumphe des menschlichen Geistes dar. Das Kausalitätsgesetz im oben genannten Sinne erweist sich in jedem konkreten Einzelfalle im Weltall in einer solchen Weise erfüllt, daß die logisch mögliche These, es sei doch immer und je nur eine Abfolge von Ereignissen und Phänomenen gegeben, zur Sinnlosigkeit wird; denn man wäre im Falle einer solchen These verpflichtet zu sagen, wieso denn bei einer bloßen Aufeinanderfolge ohne innere Verknüpfung, d. h. echte Kausalität, derartige Erkenntnistriumphe überhaupt möglich wären. In Wirklichkeit handelt es sich bei einer derartigen Behauptung nicht um ein echtes Argument gegen das Kausalitätsgesetz, sondern eine solche These trägt lediglich den Charakter einer ἀποχή, einer Denkenthaltung, deren logische Möglichkeit allerdings unbestreitbar ist, die aber nicht dadurch zu einem echten Gegenargument wird, weil ihre Befürworter sie dafür halten: Man darf nicht logische Verhaltungsmöglichkeiten des denkenden Intellektes mit echten Argumenten verwechseln.

Anders wird die Situation gegenüber der Bewegungskausalität sofort, und zwar durchaus noch auf naturwissenschaftlicher Ebene, wenn man danach fragt, warum es überhaupt im Universum Bewegung gibt. Es ist naturwissenschaftlich durchaus nicht notwendig, daß es im Weltall Bewegung gibt. Es wäre eine solche Massenverteilung denkbar, allerdings bei einem anderen Aufbau des Weltalls als jetzt, daß keine Bewegung statthat. (Abgesehen natürlich von den mikroskopischen Bewegungen der Atome und Moleküle in der Materie.) Bemerkenswerterweise liegt hier der grundlegende Fehler der Kantischen Kosmologie, die man so gerne mit dem Namen von Laplace als „Kant-Laplace'sche Weltentstehungstheorie" bezeichnet; diese Verbindung nämlich ist grundfalsch und trifft in ihrer Falschheit gerade das in Rede stehende Problem. Nämlich Kant nahm an, daß in einem ursprünglich bewegungslosen Urnebel eine Bewegung einsetzte, welche das ganze Gebilde zur Rotation bringen sollte. Das ist aber ein so elementarer Verstoß gegen den Impuls-Satz der Mechanik, daß ein Student der Gegenwart bei dem gleichen Fehler ohne weiteres im Staatsexamen durchfiele. Der Impuls-Satz sagt nämlich aus, daß die Summe der Bewegungsgrößen so lange invariant ist, als keine von außen kommenden Kräfte wirken. Diese Bedingung aber ist in der kantischen Konzeption erfüllt, und es kann infolgedessen in dem kantischen Urnebel von selbst keine Bewegung entstehen. Laplace hingegen setzt von vorneherein einen in Bewegung befindlichen Urnebel voraus und vermeidet dadurch den Verstoß gegen den Impuls-Satz. Das wird damit erkauft, daß über die Ursache der ersten Bewegung nichts gesagt wird.

Das Problem, warum es überhaupt im Universum Bewegung gibt, unterscheidet sich von den oben genannten Beispielen einzelner Objekte im Weltall grundsätzlich dadurch, daß es sich hier nicht um einen konkreten Einzelfall handelt, sondern um das Weltall selber, als Ganzes, um „Alles",

was Materie ist, um das Ganze des Materiellen. Warum hat „das" Bewegung? Diese Frage unterscheidet sich abgrundtief von denen, wo nach der Bewegungsursache einzelner Objekte gefragt wird, bei der in so eminenter Weise die physikalische Kausalität gilt. Man muß sich nämlich hier daran erinnern, daß in der Scholastik von, beziehungsweise im Anschluß an Thomas bereits der Gedanke ausgesprochen worden ist, daß das „Ganze" keine von ihm verschiedene Wirkungen haben könne; denn im Ganzen des Weltalls, wenn es dieses wirklich ist, sind immer schon die Wirkungen mit eingeschlossen, andernfalls es nicht das Ganze, das All wäre.

Dieser Fall liegt aber hier vor, nämlich eben die Bewegung des Ganzen, des „Alles", was Materie ist. Es kann infolgedessen nicht nach der Ursache der Bewegung überhaupt, der Bewegung im Ganzen und des Ganzen gefragt werden im Sinne des physikalischen Kausalitätsgesetzes, im Sinne des speziellen Aspektes der Kausalität, weil es für das Ganze das Verhältnis von eindeutiger Ursache und eindeutiger Wirkung nicht gibt. Für das Naturwissenschaftliche heißt das, daß auf seiner Ebene das Ursache-Folge-Prinzip nicht anwendbar ist, und wenn man es doch tut, begeht man unvermeidbar einen grundsätzlichen naturwissenschaftlichen Fehler, weil man etwas in sich Unmögliches anwendet.

Dies ist der wissenschaftstheoretische und auch geistesgeschichtliche Hintergrund des heute primitiv erscheinenden Fehlers, den Kant beging. Nach Thomas scheint er der erste gewesen zu sein, der wieder das Problem von „Bewegung des Ganzen" und von „Bewegung überhaupt" in sein Denken aufgenommen hat. Kant verstieß gegen den Impuls-Satz, — Thomas war glücklicher, er verstieß nicht dagegen, sondern ging den Gedankenweg zum ersten unbewegten Beweger. Kant wollte die Frage der Bewegung von Allem auf dem Wege des Kausalitätsgesetzes lösen, — und er scheiterte (sein Versuch liegt vor der Kritik der reinen Vernunft). Thomas tat das nicht, aber er löste dafür die Frage auch nicht naturwissenschaftlich, sondern philosophisch, d. h. auf der Basis des allgemeinen Kausalprinzips.

In dieser geistesgeschichtlichen Antithese Thomas-Kant zeigt sich die ganze Problematik der Kausalität, so weit die Bewegung im und des Ganzen, eben im Bereich der großen Massen und Räume in Frage kommt. Im Augenblick, wo nach der „Bewegung von Allem" gefragt wird, ist das Kausalitätsgesetz, die physikalische Kausalität des eindeutigen Zusammenhanges von Ursache und Wirkung nicht mehr anwendbar. Als Lösung bleibt nur noch das allgemeine Kausalprinzip, d. h. eine philosophische Lösung.

So ist es sehr bezeichnend, was nun hier naturwissenschaftlich geschieht. Nämlich Laplace, der Gegenspieler Kant's, vermeidet, wie gesagt, dessen prinzipiellen Fehler — und setzt von vorneherein als Axiom die Bewegung voraus, d. h. er setzt in einem Urzustand die Bewegung voraus, ohne sie anderswoher abzuleiten. Auf diese Weise gelingt ihm die mathematische Entwicklung einer Weltentstehungstheorie, die in sich im Gegensatz zu Kant keinen naturwissenschaftlich-physikalischen Fehler enthält. (Ob sie richtig ist, gehört nicht hierher.) Das hier Entscheidende ist, daß in dieser Weltentstehungstheorie an die Stelle der physikalischen Kausalität dort, wo diese nicht mehr anwendbar ist, eine in sich einwandfreie Setzung tritt, die nach ihrem eigenen Ausweis eine solche sein will, und als Setzung dem Erkenntnisgriff der naturwissenschaftlichen Methode prinzipiell entzogen ist. Die Nichtanwendbarkeit der physikalischen Kausalität, des Kausalitätsgesetzes, führt zu einer letz-

tenSetzung, dieinihrerLetztheitnaturwissenschaftlichnichtdemKausalgesetzunterworfenwerdenkann.

II. Das Ganze des Weltalls und die Kausalität

Das Vorstehende bewegt sich noch ganz im Rahmen der klassischen naturwissenschaftlichen Gedankengänge; es ist noch nichts darin von moderner Physik und moderner Astronomie. Und doch enthüllt sich hier bereits in bezug auf den astronomischen Gegenstand das Problem der Kausalität in seiner ganzen Tragweite. Die Astronomie gilt vielleicht als die exakteste unter den naturwissenschaftlichen Disziplinen in dem Sinne, daß sie kleinste Größen und kleinste Fehler einkalkulieren und berechnen muß. Sie hat diese Exaktheit, zu deren Realisierung ja der Gebrauch der physikalischen Kausalität nötig ist, immer nur im Einzelfalle, am einzelnen Gegenstand. In dem Augenblick, wo sie ihren „ganzen" Gegenstand in den Erkenntnisgriff nehmen will, „alles, was Materie, was Bewegung u. a." ist, eben das Weltall, in diesem Augenblick ist das physikalische Kausalitätsgesetz nicht mehr anwendbar, wie es sich vorhin am Beispiel der Bewegung zeigte. Das muß allgemein gelten, wenn der scholastische Gedanke richtig ist, daß das Ganze, eben weil Ganzes, also Allesumfassendes, keine davon verschiedene Wirkungen haben kann. Damit entfällt dann automatisch die Anwendungsmöglichkeit des Kausalgesetzes. An diesem scharfsinnigen Gedanken dürfte kaum zu zweifeln sein. Jedenfalls zeigt sich immer wieder in der Astronomie, daß, wenn sie die großen Massen und Räume als Ganzes in den Erkenntnisgriff bekommen will, sie auf das Kausalgesetz verzichten muß, das ihr sonst in jedem individuellen Einzelfalle höchste Erkenntnistriumphe sichert. Dies ist das eigentliche Problem der Kausalität in der klassischen und nicht-klassischen Astronomie, im Bereich der großen Massen und Räume.

Das läßt sich an verschiedenen Beispielen aufweisen. Nichts ist eindringlicher, nichts markanter für die Astronomie als das absolute Gelten der Gesetze innerhalb ihres Gegenstandsbereiches, ein Gelten, das bis in subtilste Einzelheiten hineinreicht. Ob es sich um die Energieerzeugung in den Sternen oder um die atomaren Vorgänge in den Sternatmosphären oder um die schon genannten Bewegungsgesetze handelt, es ist überall so. Die Astronomie überblickt gegenwärtig einen Raum von vier Milliarden Lichtjahren Durchmesser. Wo auch immer sie hinblickt, haben die gleichen Gesetze Gültigkeit. Aber es ist jeweils nur ein Gelten im Einzelfalle, an diesem Stern, an jenem Milchstraßensystem. Zwar gelten die Gesetze für jedes einzelne Individuum, für dessen Typ sie überhaupt zutreffen; und man sagt mit Recht, daß sie in diesem Sinne allgemein gültig seien. Diese ihre Allgemeingültigkeit repräsentiert sich jedoch in einem Ursache-Folge-Verhältnis eines je einzelnen, individuellen Falles. Die Allgemeingültigkeit eines Gesetzes bezieht sich immer nur auf den je einzelnen Fall. Auf eine andere Weise kann sie sich nicht konstituieren.

Das zeigt sich sofort, wenn man nach dem Zusammenhang des Gesetzes mit dem Ganzen des Universums fragt, wenn die Fragen gestellt werden: woher kommt das Gesetz, ist es weiter ableitbar, warum ist es so? Es handelt sich hier offenbar um mehr, als in der auf den je einzelnen Fall be-

zogenen Allgemeingültigkeit des Gesetzes zum Ausdruck kommt. Diese Fragen lassen sich nämlich nicht aus der Allgemeingültigkeit beantworten, eben, weil die immer nur auf den einzelnen Fall bezogen ist. Das Gesetz erscheint daher hinsichtlich des einzelnen als etwas Letztes und nicht mehr weiter ableitbar.

In der Tat handelt es sich hier um Fragestellungen, die der klassischen Astronomie fremd waren. Sie sah nur die Allgemeingültigkeit des Gesetzes hinsichtlich des Einzelfalles. Stellt man aber die genannten Fragen, so steht immer das Ganze des Weltalls in Rede, und es bleibt infolgedessen nichts anderes übrig, als das Gesetz aus dem Ganzen herzuleiten. Man bedürfte aber dazu im Sinne des Kausalitätsgesetzes einer Wirkung des Ganzen, die das Gesetz dann bewirkt. Es ist schon gesagt, daß das nicht möglich ist, weil die Wirkung des Ganzen ein Widerspruch in sich ist. So kann auch bei der naturwissenschaftlichen Frage nach dem Woher der Gesetze die physikalische Kausalität nicht mehr angewandt werden. Die Situation ist ganz analog derjenigen beim Problem der Bewegung von Allem.

Der erste Versuch, ein Gesetz herzuleiten, ist mit Erfolg in der allgemeinen Relativitätstheorie durchgeführt worden. Die geschlossene, endliche, vierdimensionale Raum-Zeit-Mannigfaltigkeit Einsteins entläßt aus sich ein Gravitationsgesetz, von dem das bekannte klassische Newton'sche Gesetz eine erste Näherung ist. Der Unterschied zwischen dem nach jenem Weltmodell richtigen und dem Newton'schen Gesetz ist in seinen Auswirkungen so gering, daß er weit innerhalb der Fehlergrenzen der physikalisch-astronomischen Meßgenauigkeit liegt. Wenn das alles auch heute noch nicht als gesicherte naturwissenschaftliche Erkenntnis anzusprechen ist, so läßt sich doch die hier so eigentümliche Kausalität in der modernen Astronomie aufzeigen.

Das Newton'sche Gesetz erscheint hier nicht als eine Folge oder Wirkung, deren Ursache etwa die vierdimensionale Mannigfaltigkeit, also im Sinne jenes Einstein'schen Weltmodells die Welt als Ganzes wäre; es besteht hier kein Ursache-Folge-Verhältnis im Sinne der physikalischen Kausalität. Vielmehr ist bezeichnenderweise das Gesetz selbst ein Teil dieser Welt, es ist einer unter anderen Strukturzusammenhängen, die sich mathematisch aus der vierdimensionalen Mannigfaltigkeit ableiten lassen. Die Kausalbetrachtung im Sinne des physikalischen Kausalitätsgesetzes schlägt um in eine Strukturbetrachtung der Welt als Ganzes. Dabei ist es jetzt gleichgültig, ob es sich hier immer noch um eine Theorie handelt; entscheidend für das Kausalitätsproblem im Bereich der großen Massen und Räume ist der Umstand, daß in dem Einstein'schen Weltmodell die Denkmöglichkeit aufgezeigt ist, im Rahmen einer naturwissenschaftlichen Betrachtungsweise ohne die physikalische Kausalität, d. h. ohne die Ursache-Folge-Beziehung einen bisher als letzte Gegebenheit angenommenen Zusammenhang aus tiefer liegenden Strukturen herzuleiten. Es zeigt sich hier wieder der schon öfters genannte Umstand, daß das Kausalitätsgesetz unanwendbar wird, wenn das Ganze des Universums in Rede steht. Damit tritt aber für die moderne Astronomie die Kausalitätsfrage in ein neues Stadium; denn Astronomie ist bzw. will heute nicht mehr Wissenschaft von den Sternen sein, sondern Wissenschaft vom Weltall, von Allem, was Materie ist, vom Ganzen des Materiellen.

Den Versuch, eine solche Wissenschaft vom Ganzen zu konstituieren, bedeutet zum Beispiel die erwähnte Ableitung des Newton'schen Gravitationsgesetzes aus der Weltstruktur. Dieser Versuch ist nicht der einzige. Es haben sich bis heute schon sehr viele ihm zugesellt. Es sind dies die sogenannten kosmologischen Weltmodelle. Diese stellen Aussagen über die Welt als Ganzes dar. Als Beispiele seien genannt das Einstein'sche Weltmodell, das de Litter-Lemaître'sche Modell, der Dirac'sche Gedanke der Veränderlichkeit der Naturkonstanten, das Jordan'sche Weltmodell. Alle diese Modelle tragen mehr oder minder noch theoretischen Charakter, sie widersprechen entweder einander völlig, oder stimmen nur teilweise miteinander überein. In jedem sind nur bestimmte wesentliche Züge des Universums ausgedrückt, keines vereinigt sie alle in sich. Ihre wissenschaftliche Bedeutung besteht ausschließlich gegenwärtig in dem Abtasten von mathematischen Möglichkeiten bezüglich der Aussagen über die Welt als Ganzes. Das hat viele Philosophen, gerade auch auf katholischer Seite, nicht gehindert, das ihnen genehme Modell zum Gegenstand einer philosophischen Interpretation zu machen, mit dem Ziel, ihre Gedanken daran zu verifizieren. Sie täten das nicht, wenn sie wüßten, auf welchen Sand sie bauten; denn die Füße derer, die diese Modelle begraben, stehen schon vor der Türe. Unsere Kenntnis vom Weltall reicht noch nicht aus, um hier mehr zu tun, als Möglichkeiten mathematisch abzutasten. Wer das Bedürfnis hat, seine philosophische Denkhaltung an astronomisch-naturwisssenschaftlichen Weltmodellen zu exemplifizieren, beweist damit nur, daß er weder die Philosophie noch die Naturwissenschaft verstanden hat.

Was nun das Problem der Kausalität hier angeht, so sind dessen Beziehungen zu den Aussagen über die Welt als Ganzes unabhängig von dem Modellcharakter eben dieser Aussagen. Nämlich entsprechend dem Umstande, daß bei einer Aussage über die Welt als Ganzes das Kausalitätsgesetz, also der Nexus von Ursache und Wirkung, nicht anwendbar ist, sind alle Weltmodelle charakterisiert durch eine Setzung. Es wird nämlich überall in irgendeiner Weise eine ganz bestimmte spezifische Struktur der Welt gesetzt. Diese Setzungen sind nicht willkürlich; sie sind orientiert entweder an den logischen Strukturen unseres Geistes, in dem mathematisch möglichst allgemeine und einfache Tensoren physikalisch-ontologisch interpretiert werden, oder an den gegenwärtigen Gegebenheiten der Welt, indem Strukturen gesetzt werden, welche die Aussicht bieten, aus ihnen auf dem Wege der Entwicklung die gegenwärtigen Strukturen zu verstehen. Es handelt sich hier in jedem Falle um akausale Setzungen, deren weitere kausale Ableitung im Ursache-Folge-Verhältnis auch gar nicht versucht wird und versucht werden kann.

Wenn also in diesen Aussagen und Versuchen über die Welt als Ganzes das Kausalitätsgesetz nicht zum Zuge kommen kann, dann können diese überhaupt nur eine Beziehung zum allgemeinen Kausalprinzip haben; und zwar zu dessen spezieller Formulierung: „Alles kontingente Sein ist verursacht." Nämlich der Kontingenzcharakter jener Weltmodelle ist es, welcher hier in eminenter Weise sich zeigt. Jedes dieser Modelle stellt eine mögliche Welt dar, die in sich widerspruchsfrei ist, und nicht in Konflikt kommt mit den Naturgesetzen, wenn auch keines der bisherigen Modelle das Universum befriedigend repräsentiert. Der Umstand, daß so viele mögliche Welten mathematisch aufweisbar sind, zeigt einwandfrei deren Kontingenz. Aber ist darum auch das gegebene Universum kontingent? Man könnte versucht sein, das ohne weiteres zu bejahen im Hinblick auf

die vielen mathematisch möglichen Welten. Jedoch steht auch hier wieder eine ἀποχή, eine Denkenthaltung. Man glaubt einen Unterschied machen zu sollen zwischen der idealen Möglichkeit anderer Welten als etwas „Nur" Denkbarem und der wirklichen Welt. Aus der Tatsache der Denkmöglichkeit anderer Welten folge noch nicht, daß die gegebene wirkliche Welt ebenfalls nicht denknotwendig sei: Die ideale Nichtdenknotwendigkeit sei nicht dasselbe wie die reale Nichtdenknotwendigkeit. Vielleicht könne die kontingent erscheinende Welt in ihren letzten, nicht zugänglichen Tiefen doch nicht kontingent, sondern notwendig so sein, wie sie ist; und N. Hartmann geht sogar so weit, den Unterschied zwischen Sosein und Dasein, der ja aufs engste mit der Kontingenz zusammenhängt, nur als einen logisch formalen anzusprechen, der nicht in eine real-ontologische Unterscheidung aufgespalten werden dürfe. Gegen diese ἀποχή gibt es kein logisch zwingendes Gegenargument, wie schon gesagt, und wenn man sich auf eine solche, den Denkgesetzen nicht widersprechende Möglichkeit zurückzieht, ohne auch nur zu erörtern, wie eine kontingent erscheinende Welt in Wirklichkeit doch denknotwendig sein kann, dann sind Argumentation und Gegenargumentation zu Ende. Man darf nur nicht in den Fehler verfallen, eine solche ἀποχή noch als ein echtes Argument anzusehen. Vielmehr handelt es sich hier um ein Problem des Menschen, um ein existentielles, wie man heute sagt, und nicht mehr um ein erkenntnistheoretisch-ontologisches.

Naturgemäß müssen alle Weltmodelle eine Aussage machen über den Urzustand des Universums; denn sonst wären sie keine Aussagen über die Welt als Ganzes. Nun kann über den Urzustand heute nur sehr wenig gesagt werden, aber das, was die Astronomie heute davon weiß, ist für das Problem der Kausalität von größter Wichtigkeit. Nämlich es muß immer mehr der Gedanke aufgegeben werden, daß dieser Urzustand ein einfacher gewesen ist, demgegenüber man daran denken könnte, ihn denknotwendig zu konstituieren, weshalb ja auch die Materialisten auf dessen Einfachheit so viel Wert glauben legen zu sollen. Will man die gegenwärtigen Strukturen des Weltalls aus einem Urzustande herleiten, so schält sich immer mehr heraus, daß dieser kein einfacher, sondern ein hochkomplizierter gewesen sein muß, dessen Soseinsbeschaffenheit eine denknotwendige Konstituierung als hoffnungslos erscheinen läßt. Es ist eine Tatsache der geschichtlichen Entwicklung der astronomischen Wissenschaft: Die Aussagen über den Urzustand werden immer kontingenter, je größer das Wissen um das Weltall wird. Auch der Urnebel aus Wasserstoff, den man häufig als einen einfachen Zustand glaubt ansprechen zu sollen, ist keineswegs so einfach, weil das Wasserstoffatom selbst in sich einen hochkomplizierten Strukturzusammenhang darstellt. Mit dieser immer mehr sich zeigenden Kontingenz des Urzustandes des Weltalls ist naturgemäß ein Ansatzpunkt für das allgemeine Kausalprinzip gegeben; denn die Kontingenz überschreitet den Rahmen des für die Naturwissenschaft allein in Frage kommenden physikalischen Kausalitätsgesetzes.

IV. Das Alter des Universums und die Kausalität

Hier ist noch ein besonderes Wort nötig über das sogenannte Alter des Universums. Es ist wohl eine der erregendsten Aussagen der Astronomie der Gegenwart, daß der heute gegebene Kosmos nicht älter sei als 10 Milliarden Jahre. Menschlichem Ermessen nach muß diese These als wissenschaftlich gesichert angesehen werden. Aber sie ist wie kaum eine Einsicht der modernen Naturwissenschaft so sehr Fehldeutungen ausgesetzt gewesen. Jene astronomische Aussage bedeutet nicht mehr, aber auch nicht

weniger als den Umstand, daß der gegenwärtige Zustand des Weltalls nicht älter als 10 Milliarden Jahre sein kann[1]). Man hat jene Aussage häufig dahingehend interpretiert, daß damit die Naturwissenschaft den Anfang der Welt, ja, die Schöpfung wissenschaftlich bewiesen habe. Es kann davon aber keine Rede sein; und es ist nur zu bedauern, daß jener Irrtum auch in höchste kirchliche Verlautbarungen Eingang gefunden hat, wo man doch schon bei Thomas nachlesen kann, daß aus den Gegebenheiten der Welt grundsätzlich nichts über deren Anfang ausgemacht werden könne, und daß das infolgedessen auch den speziellen Methoden der Naturwissenschaft nicht möglich ist. Was nun das Kausalitätsproblem angeht, so hat jene Aussage über das Alter der Welt eine ganz besondere Beziehung zu ihm. Nämlich bei dem genannten Weltalter handelt es sich zunächst einmal um einen zeitlichen Grenzhorizont, den in die Vergangenheit zu überschreiten den naturwissenschaftlichen Methoden nicht mehr oder doch nicht mehr an Hand des Gegebenen möglich ist. Es führte zu weit, dies im einzelenen darzulegen, und es muß die Bemerkung genügen, daß in dem Grenzhorizont von 10 Milliarden Jahren ein Widerspruch sich auftut zwischen der gegenwärtigen Konstitution des Universums, d. h. seinem gegenwärtigen Aufbau aus Sternen, Sternsystemen, Milchstraßensystemen u. a. auf der einen Seite, und dem gegenwärtigen Gesetzeszusammenhang. Beide sind nämlich, wie man exakt beweisen kann, über die 10 Milliarden Jahre in die Vergangenheit hinein miteinander nicht mehr verträglich; entweder ist die Konstitution, oder sind die Gesetze, oder sind beide ganz anders gewesen als gegenwärtig, ohne aber daß nun aus den heutigen Gegebenheiten gesagt werden könnte, wie das denn alles anders gewesen ist. Das Gesetz, das Naturgesetz, ist gegenüber der Konstitution das allgemeinere. Die gegenwärtigen Gesetze wären auch mit einem anderen materiellen Aufbau des Weltalls verträglich. Wenn aber nun beide miteinander in Widerspruch geraten, so heißt das nichts anderes, als daß in dem zeitlichen Horizont von 10 Milliarden Jahren das physikalische Kausalitätsgesetz versagt; denn es hat zur Voraussetzung, daß Gesetzeszusammenhang und materielle Konstitution miteinander verträglich sind. Zwar ist es möglich, trotz des zeitlichen Grenzhorizontes aus einem Urzustand, wenn auch noch nicht in befriedigender Weise, die Gegenwart des Kosmos abzuleiten. Aber, wie schon gesagt, haben solche Aussagen über den Urzustand keine Beziehung mehr zum physikalischen Kausalitätsgesetz, sondern nur zum allgemeinen Kausalprinzip. So bedeutet der zeitliche Grenzhorizont wie auch die meisten gegenwärtigen Fragen der Astronomie das Ende des physikalischen Kausalitätsgesetzes, nicht im Sinne einer Akausalität, sondern der Nicht-mehr-Anwendbarkeit. Das ist aber auch nicht besonders verwunderlich; denn der zeitliche Grenzhorizont ist eine Aussage über das Weltall als Ganzes.

V. *Die geistige Situation um das Kausalitätsproblem und die Astronomie der Gegenwart*

Faßt man die Ergebnisse der im Vorstehenden versuchten Analyse des Problems der Kausalität im Bereich der großen Massen und Räume zusammen, so ist am markantesten die Tatsache, daß das Kausalitätsgesetz, d. h. die physikalische Kausalität, nicht mehr anwendbar ist, sobald das Weltall als Ganzes in Rede steht. Dies hat bereits das unmittelbar an Thomas anschließende philosophische Denken erarbeitet gehabt, das somit eine ungeahnte und weltweite Bestätigung in diesem Punkte findet. An Stelle des Ur-

[1]) s. hierzu das demnächst im Westkultur-Verlag, Meisenheim, erscheinende Buch des Verfassers: „Das Alter des Universums", Eine naturphilosophische Studie.

sache-Folge-Verhältnisses tritt in der modernen Astronomie der Ordnungszusammenhang von Strukturen, wobei die bisherigen Ursachen und Folgen als aufeinander bezogene Strukturen des Ganzen erscheinen. Die Kontingenz des Universums tritt immer mehr hervor, je weiter die Wissenschaft vorschreitet. Die axiomatischen Setzungen der Weltmodelle werden immer komplizierter statt einfacher, und der unmittelbaren Gegebenheit nach ist alles weiter von der Denknotwendigkeit entfernt denn je. Immer mehr muß die Hoffnung aufgegeben werden, den Urzustand des Weltalls als einfach und damit als denknotwendig ableitbar anzusehen. Der zeitliche Grenzhorizont des Universums bedeutet ebenfalls in einer seiner wesentlichen Charakteristiken die Nichtanwendbarkeit des speziellen Kausalitätsgesetzes. Die modernen Kosmologien und die aus ihnen resultierenden Weltmodelle kommen ohne hochkontingente axiomatische Anfangssetzungen nicht mehr aus. Die kausale Ableitung dieser Axiome wird gar nicht erst versucht. Das heißt, daß man auch explicite und ausdrücklich auf das bisher in der Naturwissenschaft übliche Kausalitätsgesetz verzichten muß. Damit aber bietet sich jetzt das allgemeine Kausalprinzip als ontologische Ergänzung der kosmologischen Theorien an. Entweder bleibt man bei den akausalen Setzungen der Weltmodelle stehen, oder aber man muß das allgemeine Kausalprinzip zu einer abschließenden Welterklärung heranziehen. Ein Drittes gibt es nicht.

Damit ist nun bereits die geistige Situation vorgezeichnet, die sich in bezug auf das Kausalitätsproblem im astronomischen Blickfeld zeigt. Die Notwendigkeit einer Aufgabe des bisher üblichen Kausalitätsgesetzes von Ursache und Folge und dessen Ersatz durch strukturelle Ordnungsprinzipien bedeutet ganz allgemein das Eindringen des allgemeinen Kausalprinzips in die naturwissenschaftliche Betrachtungsweise. Da jedoch das allgemeine Kausalprinzip ein rein philosopisches ist und nicht den naturwissenschaftlichen Methoden ohne weiteres zugerechnet werden darf, steht hier genau genommen eine Grenze der naturwissenschaftlichen Methoden überhaupt. Das zeigt sich z. B. darin, daß man naturwissenschaftlich-astronomisch bei den axiomatischen Setzungen der Weltmodelle stehen bleiben kann. Fragt man weiter, so kann man dies nur noch philosophisch, aber nicht mehr naturwissenschaftlich tun. Damit wird aber jetzt die ganze Last des Kausalitätsproblems auf die Philosophie abgewälzt. Der Ersatz der physikalischen Kausalität durch Ordnungsstrukturen spart gleichsam aus der astronomischen Disziplin das Problem der Kausalität aus und schiebt die ganze Forschung und Spekulation hierüber in den philosophischen Bereich ab.

Zweierlei aber ist von der modernen Astronomie her für die weitere philosophische Erforschung des Kausalitätsproblems wichtig: Es zeigt sich einmal, daß in einem Gegenstandsbereich, wo das Kausalitätsgesetz sich bewährt wie nur irgendwo, doch mit einem Male Aspekte stehen, denen gegenüber es nicht mehr anwendbar ist; und zwar ersichtlich nicht, weil Akausalität sich hier zeigt, sondern weil die Struktur des Gegenstandes seine Anwendung nicht zuläßt, weil das Ursache-Wirkung-Verhältnis in bezug auf das Ganze sinnlos ist (Thomas). Der zweite für die philosophische Forschung wichtige Aspekt ist, daß das Ursache-Folge-Verhältnis, wenn das Ganze in Rede steht, umschlägt in eine Strukturbeziehung. Dieser völlig neue, durch die Naturwissenschaft ans Licht gekommene Aspekt der Kausalität zeigt, daß vom Universum als Ganzem aus gesehen die Kausalketten sich repräsentieren als Ordnungszusammenhänge. Das Universum ist in einer eminenten Weise geordnet in einer Ordnung, die sich in einer ebenso eminenten Weise nicht aus sich selbst begründen läßt, so weit die Gegebenheiten reichen.

Eine solche Ordnung aber bedarf des ordnenden Prinzips, und damit steht man vor der ganzen Gedankenschwere des Kausalitätsproblems selbst, die hier zwar nicht mehr zu erörtern ist, die aber den eigentlichen Sinn des ganzen Kausalproblems darstellt. Wohl nirgendwo zeigt sich im Philosophischen mehr die ἀποχή, als hier bei dem Ausweichen vor den Argumenten für das Kausalprinzip. Man sollte diese ἀποχή als Denkenshaltung viel ernster nehmen als bisher in ihrem ganzen existentiellen Gehalte, und man sollte ihr nicht begegnen wollen, etwa im Sinne eines falsch verstandenen Vatikanums, mit logisch-deduktiven Argumenten, deren Tragkraft hier zu Ende ist; denn es handelt sich nicht mehr um eine Auseinandersetzung auf logisch-erkenntnistheoretischem Felde, sondern um eine aus der dunklen Persontiefe des Intellektes kommenden Haltung. Es ist hier der Ort, sich des Philosophen von Münster zu erinnern und das Wort P. Wust's zu bedenken: „Der Geist will es nicht länger ertragen, daß er immer nur als ein armseliger Bettler an den Geheimnispforten der Erkenntnis stehen soll." Das ist der tiefste Grund, warum das Kausalproblem nicht zur Ruhe kommt; denn die Kausalität ist ein großes Geheimnis. Ohne die Tragweite der ratio für die Erkenntnis des Weltgrundes auch nur im mindesten einzuschränken, darf gerade eine κἀθ'ὅλόν = Philosophie in ihrem denkerischen Bemühen diese existentiellen Aspekte nicht übersehen oder beiseite schieben, auch nicht, wenn es vielleicht manchen Apologeten unbequem sein sollte. Gerade sie hat im philosophischen Gespräch der Gegenwart die Aufgabe, die übersteigerten Rationalisten, die sich lieber der Welterkenntnis begeben, als ihre Unersättlichkeit nach einer unerfüllbaren Beweisstringenz zu zähmen, darauf hinzuweisen, daß wir nur Bettler vor den Geheimnispforten des Seins sind, daß wir hier garnichts bekommen, wenn wir alles fordern, daß wir aber alles erhalten, wenn wir Bettler bleiben.

Frederick J. Stopp

Das Groteske als Form der Wirklichkeitsdarstellung bei Greene und Waugh

Vortrag auf der Generalversammlung der Görres-Gesellschaft in Münster (Oktober 1953)

Bevor ich zu theoretischen Überlegungen zum Thema des Grotesken übergehe, möchte ich eine summarische Definition des Grotesken und ein Beispiel aus Greenes Werk vorausschicken.

Meine vorläufige Definition wäre also folgende: das Groteske ist eine Art, die Welt zu erfahren und im Kunstwerk darzustellen, die zwei grundverschiedene Wirklichkeitslagen aufeinanderprallen läßt. Es entsteht dadurch eine Spannung, die weder gefühlsmäßig noch intellektuell überbrückt oder abreagiert wird.

Mein Beispiel nehme ich aus dem letzten Roman Greenes, „The End of the Affair" (1951, deutsch als „Der Ausgangspunkt"). In diesem Buche hat Bendrix, ein mittelmäßiger Schriftsteller, ein Verhältnis mit Sarah, der Frau eines Zivilbeamten. Nachdem diese Verbindung sich gelöst hat, stellt Bendrix einen Privatdetektiv namens Parkis an, um seinen Verdacht zu bestätigen, daß Sarah ihn und ihren Mann mit einem vermeinten Dritten betrügt. Man entdeckt, daß sie von Zeit zu Zeit ein gewisses Haus aufsucht; aus ihrem Tagebuch, das zu stehlen Parkis nun angestellt wird, hofft man über diese vermutete heimliche Verbindung volle Klarheit zu gewinnen.

Der Detektiv Parkis ist nun eine merkwürdige Gestalt. Durch seine Arbeit gehört er zu jenen Menschen, die von Berufs wegen das volle Vertrauen

ihrer Klienten besitzen sollten, wie Arzt, Rechtsanwalt, Priester; dagegen ist er, in seiner Eigenschaft als Spürhund in Ehescheidungsangelegenheiten, die reine Verkörperung des Mißtrauens. Dieser schneidende Mißton drängt sich uns in allen seinen Handlungen und Aussagen auf. Er, der von Bendrix Angestellte, verwendet an seiner Stelle den eigenen Sohn, denn, wie er selber sagt, so ein junges Bürschchen kostet nichts, kommt überall hin und fällt niemandem auf; dagegen, wenn es sich um die Überraschung eines schuldigen Paares handelte, „würde ich ihn selbstverständlich zurücklassen". Im Grunde ist Parkis ein sentimentaler Gefühlsmensch, der im Bereiche des Skandalösen seinen Lebensunterhalt verdient; die zarten Geheimnisse der Liebe zerrt er an den Tag und berichtet sie in der gefühllosen klischeeüberladenen Sprache des Ehescheidungsgerichts.

Nun bringt er seinem Auftraggeber das von Sarah entwendete und von Bendrix mit Ungeduld erwartete Tagebuch. Bevor er es aber übergibt, unterhält er den fiebernden Bendrix mit einem berühmten Rechtsfall, den er beruflich aufzulösen die Ehre hatte, dem sogenannten Bolton-Case. Es handelte sich um eine Dame aus der ersten Gesellschaft, eben die Lady Bolton, der wertvolle Juwelen gestohlen worden waren, und es wurde dabei vermutet, daß ein Kammermädchen mit einem unbekannten Manne unter einer Kappe steckte. Das schuldige Paar hoffte man in einem Hotelzimmer überraschen zu können. Man wurde aber selber überrascht, denn im Zimmer befanden sich drei Menschen: das für schuldig gehaltene Paar und Lady Bolton selber. Als Andenken an diese im höchsten Grade skandalöse Situation schenkt nun Parkis seinem Auftraggeber einen damals aus dem Hotelzimmer entwendeten Aschenbecher, mit den Worten:

„So sind die Menschen, mein Herr, und so ist die Liebe der Menschen; obwohl ich wirklich überrascht war. Denn mit der dritten Person hatte ich nicht gerechnet. Dabei war das Zimmer weder geräumig noch elegant eingerichtet. Na, wenn Aschenbecher reden könnten . . ."

Dann übergibt er mit dem Aschenbecher auch das Tagebuch.

Eine ganz kurze Deutung dieses Vorgangs wird uns wertvollen Aufschluß über das Wesen des Grotesken geben. Wir müssen grundsätzlich davon ausgehen, daß Greenes ganzes Werk von der tiefen Überzeugung beherrscht ist, daß die menschlichen Handlungen, Empfindungen und Motive mehrdeutig sind. Im Vordergründigen tappen seine Charaktere nach zeitlichen, unzulänglichen, minderwertigen Gütern, während sie doch im Hintergrunde die ewigen, dauerhaften und unvergänglichen Schätze erahnen, denen ihr Streben letzten Endes gilt. Diese Annahme eines Zwiespalts in der Zurechnungsfähigkeit des Menschen steigert sich in diesem Buche zu dem Punkt, wo sämtliche Themen in ironischer Beleuchtung schimmern, so daß der Hauptcharakter Bendrix zugleich in zwei völlig verschiedenen Bewußtseinsebenen lebt. Die Ironisierung der Themen umgreift etwa folgende Hauptgegensätze: Liebe/Haß, Betrug/Treue, Sicherheit/Unsicherheit, Friede/Krieg, Kunst/Leben, Glaube/Unglaube und Zufall/Wunder. Dieses ganze Geflecht von ironisch gesehenen Gegensätzen verdichtet sich in der Gestalt des Bendrix zu einem Zustand, in dem beinahe sämtliche Aussagen in ihr Gegenteil gekehrt werden können und müssen. Nachdem durch den Verzicht Sarahs das „Ende der Affäre" zwischen ihr und Bendrix gekommen ist, kehrt sich seine Liebe in Haß um; er holt Parkis heran, um den Beweis ihrer vermuteten Untreue zu erbringen; nach ihrem Tode lebt sich sein Haß und Unglaube weiter aus, indem er ihre sogenannte Heiligkeit verspottet, sie herausfordert, eine weitere sich anbahnende Liebschaft zu verhindern, und bei den sich einstellenden unerklärlichen Vorfällen, die wie Wunder aussehen, nur von Zufall spricht und von Heilung durch Autosuggestion. Das

ist aber alles nur vordergründiger Anschein. Indem wir vor allen diesen Handlungen und Meinungen sozusagen das Vorzeichen umkehren, können wir sagen (und es fehlt nicht an Andeutungen dazu im Text): als die Verbindung noch bestand, war seine Furcht vor ihrem Ende nichts als das verkappte Gewissen, das Ende aber selber war der Ausgangspunkt für seine Erforschung der übernatürlichen Motive ihrer Abtrünnigkeit; Parkis war der Ausdruck eines verkappten Glaubens, der unter dem Anschein der Verfolgung seine ruhelose Suche nach dem Dritten Mann, nämlich Gott selbst, zum Ausdruck brachte; nach Sarahs Tode aber brach vollkommen unter teilweise skeptischer Verkleidung die Überzeugung durch, daß Sarah im Geruche der Heiligkeit verschieden war, und daß ihre weitere Einwirkung in die Angelegenheiten der geliebten Hinterbliebenen zumindest nicht auszuschließen war.

In Parkis und dem Sohn haben wir also ein tiefsinniges Zeichen für das Suchen nach der himmlischen Liebe unter der Verkleidung der Verfolgung einer menschlichen, für den Glauben im Unglauben. Durch die harte Gegeneinanderstellung von inniger Gottesliebe und kraß geschildertem banalem Vorstadtleben erreicht Greene eine starke seelische Spannung und sichert die entgegengesetzten Bewußtseins- und Wirklichkeitsebenen davor, ineinander überzugehen oder abzuflauen. Bendrix, das Ich der Erzählung, der also den epischen Vordergrund beherrscht, meint, nur in der Welt des Irdischen, der nächsten praktischen Ziele zu leben. Bei allen Greeneschen Helden muß aber das Gute, das Heilvolle, das Errettende gleichsam gegen den Strich des Schlechten, des Unheilvollen, des Verdammenden gelesen werden: so bei Raven, Pinkie, Scobie, Bendrix, dem Whiskey-Priester und Pater Browne in seinem letzten Schauspiel „The Living Room" (Der letzte Raum). Das liegt schon allein in jener paradoxen Behauptung begriffen, die seinen Werken zugrundeliegt, daß Gott die gute Versuchung ist, der die Menschen manchmal am Ende ihres Lebens nachgeben. Das muß man im Falle von Scobie und den zwei Priestern dahin verstehen, daß man sagt, der sich schwach und unzulänglich Vorkommende kann manchmal der Gnade Gottes näher sein als ein anderer. Bei Bendrix wird also das Hintergründige, Heilvolle aus den Andeutungen herausgelesen, die im Vordergründigen und Unzulänglichen liegen; er selber fußt zu eindeutig in der endlichen Realität des Nurmenschlichen, als daß er das Andere in sein Bewußtsein aufnehmen könnte. Das verdrängte Andere wird also nach außen projiziert, in eine andere Gestalt, und zwar in die Doppelgestalt des Parkis und seines Sohnes Lance. In Parkis also leben — ohne Rücksicht auf Wahrscheinlichkeit oder Lebensechtheit — die zwei Bewußtseinsebenen unmittelbar nebeneinander, die sonst im Roman getrennt oder verdrängt sind. Aus dieser Technik entsteht nun kein Charakter, sondern eine durchgehende Groteske.

Dieses Groteske in der Gestalt des Parkis könnte man in zahllosen Einzelzügen illustrieren. Ich erinnere nur an seinen ersten Bericht an seinen Auftraggeber. Bendrix hat einen letzten Versuch gemacht, die Verbindung mit Sarah wieder aufzunehmen; sie essen im Restaurant zusammen und werden dabei von dem ahnungslosen Parkis beobachtet. In voller Überzeugung einer gutgemachten Sache besucht dann Parkis Bendrix, den er im Halblicht nicht gleich wieder erkennt, und trägt ihm die ganze Sache vor: „Die Person und der Herr standen einander offensichtlich sehr nahe, da sie sich zärtlich und völlig ungezwungen miteinander unterhielten und, wie ich glaube, sich bei einer Gelegenheit unter dem Tisch an der Hand faßten"; am Ende entschuldigt er sich, daß er ein Glas Bier unter seinen Ausgaben verbuchen mußte. Nachher sagt Bendrix: „Nicht nur das Tragische bereitet uns Schmerz; auch das Groteske führt Waffen, entwürdigende, abgeschmackte Waffen, die

uns dennoch Wunden schlagen. Durch mein Tun war ein Clown (Hanswurst) mit seiner Albernheit in den Kreis unserer Liebe hineingepoltert". Wenn wir aber diese enge Bindung zwischen Bendrix und Parkis, und die groteske Parallelisierung des Reinen, Würdigen und des Unzulänglichen und Unwürdigen in seinen Äußerungen uns vor Augen halten, dann können wir den Vorgang mit dem Aschenbecher, dessen wir einleitend gedachten, erklären. Bendrix meint, im Tagebuch den Beweis für seinen Verdacht zu bekommen, daß Sarahs Besuche in einer bestimmten Straße einem heimlichen Liebhaber galten; in Wahrheit aber wohnt dort ein sogenannter „Rationalist Preacher" (also ein dogmatischer Rationalist), zu dem Sarah in ihrer verzweifelten Suche um die Wahrheit über die Existenz Gottes geht, um sich eben von seiner Nichtexistenz überzeugen zu lassen. Dieses ganze Ringen um Gott ist nun in ihrem Tagebuch zu lesen. Deshalb erzählt Parkis seinem Auftraggeber, bevor er ihm diesen Beweis aushändigt, wie er damals in jenes andere Schlafzimmer gedrungen war, und nicht nur das vermeint schuldige Paar, sondern auch eine andere hohe und jedem Angriff entzogene Persönlichkeit fand. „Mit der dritten Person hatte ich nicht gerechnet", und um diese seine verdeckte Aussage über den Fall Sarah-Gott zu bekräftigen, übergibt er Bendrix mit dem Tagebuch auch mit symbolischer Gebärde den Aschenbecher. „Wenn Aschenbecher reden könnten . . ." Aber das Tagebuch redet. Mit seiner Beschreibung des grotesken Tuns des Parkis hat Bendrix, aus dem verdrängten Wissen um das Gute, Zarte heraus, sein Urteil über sein eigenes Verhalten, Sarah gegenüber, gefällt: er selber ist der Clown, der in den sich gestaltenden Bereich der Gottesliebe Sarahs mit entwürdigenden, abgeschmackten Waffen einzudringen versucht hat.

Es ist schon genügend bekannt, daß Greene in einer Reihe seiner früheren Werke groteske Figuren beschrieben hat, und man kann schon aus allgemeinen Erwägungen heraus sagen, daß sein ganzes Weltbild das Groteske als eine ständige Möglichkeit in sich trägt. Jedoch waren diese spezifisch grotesken Figuren immer nur mehr oder weniger flüchtig hingezeichnete Randgestalten, es wurde gleichsam von den Kulissen her ein mißtönendes Gelächter über die auf der eigentlichen Bühne vorgetragenen Begebnisse laut. Solcher Art ist, in „Das Attentat" („A Gun for Sale") Acky, ein ehemaliger anglikanischer Geistlicher, der wegen unsittlichen Benehmens der Priesterwürde entkleidet wurde. Nun lebt er, mit einer widerlichen alten Frau verheiratet, als Verbrecher und Eigentümer eines unsittlichen Hauses; die beiden Ehepartner sind einander in zärtlicher Treue zugetan und dauernd damit beschäftigt, Bittschriften an den Bischof aufzusetzen. Diese die Frau mit andächtigen Gefühlen erfüllenden Dokumente enthalten immer einen Passus, den Acky infolge vielfachen Abschreibens schon auswendig weiß, und den er ihr mit den „verrückten versunkenen Augen eines verfehlten Heiligen" ableiert: „Der Mensch, und das weiß niemand besser als Eure Exzellenz, besteht aus Leib und Seele. Eine kleine Anwandlung des Sinnlichen mag wohl auch dem im Priesterstande Lebenden erlaubt werden. Auch Eure Exzellenz haben wohl sicher seinerzeit unter den Heugarben getändelt." Solcher Art ist auch Minty, der ehemalige Schüler von Harrow in „Ein Sohn Englands" („England Made Me"), und Drewitt, der verkrachte Rechtsanwalt in „Abgrund des Lebens" („Brighton Rock").

Eine nähere Untersuchung könnte wohl ergeben, daß auch diese Nebenfiguren nicht, wie oft gesagt wird, am Rand des Bildes übermütig hingekritzelte Grotesken sind, sondern mit der Hauptgestalt zusammengesehen werden müssen, deren existentielle Lage sie in grotesker Verzerrung wie-

dergeben. Nur in seinem letzten Romane aber, im „Ausgangspunkt", hat Greene eine Gestalt geschaffen, die auf voller Bühne mitagiert und durch das ganze Buch hindurch die Luft des Grotesken als die ihm eigene Lebensatmosphäre atmet. Jede Untersuchung, die sich mit dem Realismus der Romane Greenes beschäftigt, muß sich mit diesem andauernden Hang zum Grotesken auseinandersetzen. Der Mensch besteht, in den Worten Ackys, aus Leib und Seele, und diese grundsätzlich verschiedengearteten Bereiche der menschlichen Situation in großer Schärfe dar- und gegeneinandergestellt zu haben, ist das Verdienst Greenes. Hier liegt die Wurzel des Grotesken bei ihm.

Können wir aus dieser Betrachtung der Technik Greenes irgendwelche Einsichten in das Wesen des Grotesken im allgemeinen gewinnen? Wolfgang Kayser, der Göttinger Germanist, der in den letzten Jahren diesem Problem der Ästhetik einige Aufmerksamkeit gewidmet hat, beschreibt das Groteske als eine Situation, „wo Form plötzlich in Formlosigkeit, Maß in Maßlosigkeit umgeschaltet wird" („Das Sprachliche Kunstwerk", Bern, 1948, S. 385). Aus dieser und anderen Äußerungen zum Thema gewinnt man den Eindruck, daß Kayser bei seinen Formulierungen vorwiegend an das sogenannte „Dämonisch-Groteske" denkt, das er ja als Intensivierung des Grotesken ansieht, wie etwa bei Hieronymus Bosch, dem älteren Breugel, Goya, und im Sprachlichen bei Fischart. Ich möchte, nach den Einsichten, die wir aus Greene gewonnen und aus Waugh noch gewinnen werden, die Frage allgemeiner fassen, indem ich wie in meinen einleitenden Worten sage: das Groteske ist eine Art, die Welt zu erfahren und im Kunstwerk darzustellen, die zwei grundverschiedene Wirklichkeitslagen aufeinanderprallen läßt. Die zwei sich bestreitenden Bereiche können wohl, vom ästhetischen Standpunkt aus gesehen, als Form und Maß und ihr Gegenteil angesehen werden, etwa wenn in der Geschichtsklitterung bei Fischart die Form der Sprache zerfällt und Worte und Silben sich verselbständigen und einen dämonischen Tanz aufführen. Sie können aber auch menschlich gesehen werden als der Streit zwischen dem Kreatürlichen, Unzulänglichen und dem Idealen, Hinaufstrebenden, im Herzen des Menschen, überhaupt als ein Kontrast zwischen Realismus und Idealismus. Dabei ist aber eine Grundvoraussetzung, die bei Kaysers Auffassung des Übergangs von Form in Formlosigkeit übersehen werden könnte, immer festzuhalten: die Konfrontierung muß in solcher Weise geschehen, daß ein Widersinn entsteht und nicht wieder verschwindet. Es entsteht von vornherein ein Widersinn, wenn Form in dämonisch-groteske Formlosigkeit übergeht, wie bei den Gemälden Breugels. In den weniger extremen Fällen einer Kontrastierung aber ist nicht jede Gegenüberstellung eines realistischen und idealistischen Gehaltes eine Groteske. Nicht jeder Professor, der mit Würde die Straße daherwandelt, und auf eine Bananenschale tritt und ausgleitet, wirkt als Groteske. Je nach der Einstellung der Zuschauer kann ein solcher Vorfall als tragisch, als komisch, oder einfach als menschlich empfunden werden. Die geistige Spannung also, die Gefühlswallung, die aus der Konfrontierung beider Seinsbereiche entsteht, kann abreagiert werden, und zwar entweder nach der Seite des Kreatürlichen hin, als Komik oder Gesellschaftssatire, oder aber nach der Seite des Idealen hin, als Tragik oder Verklärung, als ein Mitleiden mit dem Menschen, der sich auf diesem abschüssigen Boden befindet. Es ist dem Grotesken auch eine gewisse Mittellage zwischen Nähe und Ferne eigen. Es darf uns nicht zu nahe gehen, oder es wird als peinlich empfunden — was sicher für viele Leser im Falle Greenes und Waughs gilt; eine gewisse kontemplative Haltung der Situation oder dem Kunstwerk gegenüber ist nötig, damit der Kontrast einem nicht zu nackt

entgegentritt. Andererseits aber dürfen wir es nicht von zu weit entfernt ansehen, sonst wird der Kontrast intellektualisiert und wir entnehmen daraus nur die Lehre (etwa in der Form: der Mensch ist der Eitelkeit der Welt verfallen, auf jeden Fall irgendeine logische Schablone) und erfahren nicht den unmittelbaren Anprall der Situation. Das mag bei allzu konstruierten Kunstwerken, wie vielleicht eben dieser Roman „Der Ausgangspunkt" öfter vorkommen.

Es gibt keine Tätigkeit des Menschen, die in Motivierung und Zielsetzung ein solches Gemisch von Würdigem und Unwürdigem aufzeigt, und in dem die Natur des Menschen als eine Kreuzung zwischen Engel und Tier so klar hervortritt, wie die Liebe. Und es gibt keine Bedingung der menschlichen Existenz, die diese Existenz selbst so in Frage stellt, wie den Tod. Deshalb ist seit jeher die Zusammenstellung von Liebe und Tod eine beliebte Quelle des Grotesken gewesen. Obgleich hier, auf Grund des besonderen Ernstes der Situation, die Komik so gut wie ausgeschlossen ist, lassen sich die verschiedenen Möglichkeiten des Grotesken sehr gut verfolgen. Ich erinnere an das sehr bekannte Motiv des Totentanzes und greife als besonderes Beispiel jenes Bild in der Totentanzfolge des jüngeren Holbein heraus, das den Tod mit der Dirne darstellt. Hier tappt der Tod liebkosend nach den Reizen des Mädchens, und läßt deshalb außerordentlich eindringlich den Eindruck des Infragestellens des lauter-unlauteren menschlichen Liebesspieles entstehen. Selbstverständlich ist aber dieser Eindruck des Grotesken und die Intensität der bedrückenden Spannung, womit er begleitet wird, nur der Hebel, mit dem das moralische Ziel erreicht wird. Die Erschütterung drängt den Menschen dazu, seinen Lebenswandel zu ändern, oder ein vertieftes Mitleid mit der menschlichen Vanitas zu empfinden. Selbstverständlich aber auch verflüchtigt sich der Eindruck des Grotesken beinahe völlig, sobald die Situation in das fertige Schema einer Sentenz aufgenommen und als bloßes Zeichen einer rationalen Überlegung von der Vanitas Mundi empfunden wird. Diese Verwandlung tritt sofort ein, wo der Tod zum zeichenhaften Gerippe wird, die I d e e des Todes darstellend, wie vielleicht in den sogenannten emblematischen Büchern des 17. Jahrhunderts, und in jenen Gemälden, wo ein Kind mit einem Totenschädel abgebildet wird. Dieser Verflüchtigung der Todesanschauung zur bloßen I d e e des Todes versuchten bekanntlich die früheren Darstellungen aus dem 14. und 15. Jahrhundert entgegenzuwirken, indem sie den Totentanz als Tanz der Toten (und nicht des Todes), d. h. als Darstellung von halbverwesten menschlichen Körpern auffaßten. Solche Bilder waren mehr als eine bloße rationale Mahnung an die Sterblichkeit, d. h. die Allegorisierung des Themas wurde aufgehalten, und das Groteske blieb vorläufig im Bereiche des Sinnlichen, des Symbols.

Die Verwendung der Todesgestalt unterstreicht e i n e Möglichkeit des Grotesken, die im Grunde mehr rationale Tätigkeit, womit das Menschliche verglichen mit einem schlechthin Anderen sich als unzulänglich, sündig oder vergänglich erweist: in unserem Falle Parkis, der Clown, als welcher Bendrix erscheint, wenn er versucht, in menschlicher Liebe befangen in den Kreis der göttlichen Liebe, in dem Sarah schon wandelt, einzudringen. Mit der Erwähnung des Symbols aber wurde die andere Möglichkeit gestreift, nämlich die mehr irrationale Geistestätigkeit, womit das Unzulängliche, Dürftige, Kraß-Sinnliche als Symbol für das erahnte Andere, nach dem der Mensch in seiner Blindheit greift, gesehen wird. Wenn die erste Möglichkeit, nämlich das Grotesk-Unzulängliche, mehr in der Natur des Bendrix liegt, so die andere, die wir als das Grotesk-Symbolische bezeichnen können, mehr in der Natur der Sarah. Es ist schon darauf hinge-

wiesen worden, daß Greene in diesem Buche das Hingezogensein in die Transzendenz, das Sich-in-Gott-Verlieben, unter medizinisch-klinischen Symbolen darstellt: so wird Sarah als Kind von der Mutter getauft, in der Hoffnung, das es „anschlagen" wird, so wird mehrfach davon gesprochen, daß Sarah den Glauben wie eine Krankheit bekommen hat. Das sind aber nur einzelne Versuche, das Unsagbare auszusagen. Wichtiger wäre die Ansicht, wonach der Husten, den sie sich zuzieht, und die Lungenentzündung, die daraus wird, als sie bei schlechtem Wetter in den Straßen herumirrt, um Bendrix zu entfliehen, und ihr darauf folgender Tod, als grotesk-hindeutende Symbole für ihre Gottesliebe und Verklärung verstanden werden. Man könnte hier einwenden, wenn man Husten für Glauben setzt, so ist das wohl symbolisch, aber doch nicht grotesk; denn ein solches Verwundetsein von der göttlichen Liebe (der Pfeil im Herzen usw.) ist doch längst als Topos der mystischen Liebessprache bekannt. Für Greene ist aber das Medizinisch-Klinische nur der Ansatzpunkt für einen Versuch, die ganze banale Umgebung der Vorstadthausfrau in die Sphäre der Liebe und der erteilten Gnade hinaufzunehmen — wir sahen, wie die von Parkis erzählte skandalöse Anekdote auf die göttliche Liebe deutete — wie auch übrigens zwischen Sarah und Bendrix das menschliche Liebemachen mit dem Deckbegriff „Zwiebelessen" bezeichnet wird. Es könnte aber auch erscheinen, daß der Eindruck des Grotesken in diesem Buch mehr vom Zufall als von der Absicht des Schriftstellers abhängt, in dem Sinne, das die von Greene bevorzugten Symbolreihen krasser, materialistischer, ja, sagen wir ganz einfach, brutaler sind, als der Geschmack des Durchschnittslesers es verträgt. Es könnten also die Analogien zwischen Essen, Krankheiten und Einkaufen in Geschäften einerseits, und Liebe und Hingabe andererseits, die im ganzen Verlauf des Buches gezogen werden, dem Autor selbst als symbolisch und entsprechend erscheinen, dem Leser aber als grotesk und geschmacklos. Dieser Geschmacksunterschied könnte natürlich als mitbestimmender Faktor beim Aufkommen des grotesken Eindrucks wirken. Man kann aber auch im einzelnen die Technik verfolgen, womit angedeutet wird, daß der Einbruch der Gnade gerade an den unmöglichsten und banalsten Situationen erfolgen kann. Man kann aber auch, wie ich glaube, aus allgemeinen Aussagen Greenes entnehmen, wie wichtig für ihn gerade die Technik des Grotesken ist. In seinem Reisebuch „Journey without Maps" („Reise ohne Karten") erzählt er, wie er als junger Mann in Nottingham durch die augenscheinliche Existenz des Bösen allmählich zu dem Glauben an das Gute geleitet wurde: „Man glaubte allmählich an den Himmel, weil man an die Hölle glaubte", und etwas weiter heißt es ausführlicher:

„ . . . indem man im Winter in der Straßenbahn an dem Hotel im pseudogotischen Baustil, dem grellmodernen Kino und dem rußschwarzen Zeitungsgebäude, wo man selber die Nacht durch arbeitete, vorbeifuhr, da man das eine Straßenmädchen der Stadt sah, die unter der vor Kälte blauen und gepuderten Haut den Blutkreislauf in Gang zu halten versuchte, da begann man langsam, schmerzvoll und wider Willen den Himmel zu bevölkern."

Aus diesem Zitat ist, glaube ich zu ersehen, daß, wenn für Greene der Weg zum Guten über das Böse geht, auch in künstlerischer Hinsicht der Weg zum Idealen über das Grotesk-Realistische gehen kann. Man denkt auch an den Zahnarzt in „Die Kraft und die Herrlichkeit", der als Junge durch die Schönheit eines Gipsabgusses eines menschlichen Gebisses sich für seinen zukünftigen Beruf begeistern und anfeuern ließ, wie an den anderen Greeneschen Jungen, der bei einem Modell einer Eisenbahnanlage sich vor allem in eine Drehscheibe verliebte, weil sie ihm so häßlich und

so wahr vorkam. Kein Zweifel, daß für Greene das Böse, Häßliche, Kraß-Sinnliche (the seediness and sordidness of life) realer, seiender ist als sein Gegenpol. Kein Zweifel, je mehr er sich in die Tiefe des Greifbar-Materiellen versenken kann, desto näher glaubt er sich den das Materielle transzendierenden Werten. Für ihn ist das Groteske eben der geeignete Zugang zur Deutung des Lebens.

Ich sprach davon, daß die Spannung, die in dem grotesken Eindruck liegt, als dynamische Kraft in die Pathetik, die Tragik oder die Komik abgeleitet werden kann. Die Pole dieser Spannung werden dann gefühlsmäßig oder intellektuell überbrückt, und die Spannung entlädt sich als Mitleid oder Lachen. Bei Greene ist die Entladung durch Mitleid („compassion") das Näherliegende, bei Waugh dagegen die durch Lachen. Wenn eine ältere englische Dame im dunkelsten Erdteil reist, um überall für eine menschenwürdigere Behandlung von Haustieren einzutreten, im Sinne der bekannten englischen Aktion „Prevention of Cruelty to Animals"; und wenn diese Dame einmal in ihrem Tagebuch etwa so schreibt: „Eine ganze schwarze Familie zusammengepfercht mit zwei Ziegen in einem kümmerlichen Raum — ich versuchte Abhilfe zu schaffen — sehr ungesund für die Ziegen", da meldet sich die Wirkung in einem plötzlichen Lachanfall. Nichtsdestoweniger sind diese Zeilen ein typisches Beispiel des Grotesken, denn es prallen hier unvermittelt, und vorläufig unversöhnt, zwei Ansichten des Menschen zusammen: die Ansicht, die die Welt der Schöpfung als hierarchisch gestuft ansieht, und bei aller Tierliebe niemals die Würde des Menschen aus den Augen verliert, und eben eine Einstellung, die den Menschen völlig außer Acht läßt, oder wenigstens den Tieren ähnliche oder gleiche Achtung und Liebe zuerkennt. Dasselbe gilt für jene Leichenbegängnisse von Lieblingshaustieren, die in „Tod in Hollywood" („The Loved One") beschrieben werden: die musikalische Feier um die Bahre herum, die am Höhepunkt der Handlung freigelassenen weißen Tauben, welche die entfliehende Seele darstellen sollten, und die Postkarte, die an jedem Jahrestag von der Agentur ins Haus der trauernden Herrschaft geschickt wird, mit den Worten: „Ihr geliebter Mops wedelt heute den Schwanz im Himmel."

Aus dieser Quelle des Grotesken aber schöpft ein großer Teil der Werke Waughs — jedenfalls beinahe alle, die er vor dem Zweiten Weltkrieg schrieb, und die seinen großen Ruf als Gesellschaftssatiriker begründeten. Der Held betritt mit einem Male eine Gesellschaftsschicht, einen Lebensbereich, der alle Merkmale des Chaos, der irrationalen Unordnung trägt. Diese Welt ist die Heimat des Grotesken, denn, ob es sich um die Waugh von Haus aus vertraute Welt der höheren Gesellschaft Londons, der jeunesse dorée, die ihre Wurzeln im Religiösen, Metaphysischen verloren hat, oder um die ihm durch seine Reisen vertraut gewordene Welt der Primitiven — Abessinien, Brasilien, Mittelamerika, wozu man auch Hollywood rechnen könnte — immer ist es ein Merkmal dieser Welten, daß die Würde des Menschen außer Acht gelassen wird. Trotz aller oberflächlichen Tarnung durch das Zivilisierte, durch fortschrittliche Ansichten und emanzipierte Sitten bricht das Chaos durch und stellt das hektische Getue dieser Menschen in Frage. Bei einem Autowettrennen erscheint ein Rudel junger Menschen, ein junges Mädchen hängt sich übermütig eine Armbinde als „Hilfsfahrer" um, wird, als der erste Fahrer verletzt wird, in das Auto geschoben, stiebt mit Getöse fort, um nach kurzer rasender Fahrt zu verunglücken, und wird dann mit einer Gehirnerschütterung in eine Privatklinik überführt. Hier hängt alles von Ruhe und Pflege ab; dennoch überfällt sie wieder eine Gesellschaft junger Menschen, es wird sogar von ihrem Zimmer aus nach Verstärkungen telephoniert, die Whiskey-Flasche geht

um, sie phantasiert in immer verzweifelterem Tempo — und stirbt. Bei ihrem Begräbnis erscheint nur einer von der ganzen Gesellschaft — der Schwarm ist schon weiter geflogen. Wie bei Greene das Groteske immer Gefahr läuft, sich durch ein Zuviel der Konstruktion oder ein zu starkes Gefühl des Mitleides zu verflüchtigen, so bei Waugh, wenn man ihn bloß als Gesellschaftskritiker ansieht. Denn von der Gesellschaftssatire wird in England eine versöhnliche, humorvolle Haltung verlangt, wie sie Waugh niemals behagt hat. Wer mit solchen Erwartungen an Waugh herantritt, wer anregende Unterhaltung und sprühenden Witz verlangt, wird wohl meistens auf seine Kosten kommen; aber mitunter stößt er auf scheinbare Kruditäten, vor denen er fassungslos bleibt, wie bei der eben erzählten Geschichte. Man hat hier versucht, eine Lanze für die Ansicht zu brechen, daß auch bei einer solchen frivol erzählten Begebenheit in der mondänen Gesellschaft eine sogenannte niedere Tragik vorkommen könnte. Wenn aber der Maßstab des Komischen uns nicht aus der Klemme hilft, so können wir uns hier genau so wenig mit dem des Tragischen behelfen. Denn wenn in der Komik, besonders in der humorvollen Gesellschaftssatire, ein Element des Versöhnlichen liegt, so doch auch im Gefühl des Tragischen. Solche Begebenheiten in Waugh sind aber nichts Anderes als jene schneidenden und fast völlig ungedämpften Mißtöne, von denen wir in den einleitenden Bemerkungen sprachen: sie sind eben Grotesken. Das erhellt schon allein aus jenen Fällen, in denen das Irrationale derartig intensiv aufbricht, daß auch von Tragik keine Rede sein kann. Ein Mann, der den ganzen Sinn seines Lebens in der Erhaltung seines im schlimmsten viktorianischen Stil erbauten Landhauses für seine Nachkommenschaft sieht, verliert in tragischer Weise seinen einzigen Sohn und wird von einer herzlosen, flatterhaften Frau betrogen und verlassen. Die intensive Liebe für das Daheim verschlägt sich bei ihm in eine verzweifelte Suche nach einer verlorenen Stadt im südamerikanischen Urwald. Sein einziger weißer Begleiter stirbt, er selber wird fiebernd in einer entlegenen Urwaldsiedlung von einem Mischling aus englischem und Indianerblut aufgefunden, gerettet und geheilt. Und nun setzt das Groteske ein. Der Mischling ist passionierter Dickensanhänger, kann aber selber nicht lesen; ohne seine Hilfe aber läßt sich an eine Rückreise durch undurchdringlichen Tropenwald gar nicht einmal denken. Er läßt sich also von seinem gezwungenen Gast alle Romane Dickens der Reihe nach vorlesen, vereitelt alle Rettungsversuche und schickt sich an, ihn in diesem lebenden Grabe bis an sein Lebensende zu behalten. Eine Handvoll Staub ist der Mensch, meint wohl Waugh schon im Titel. Wer in diesem Dschungel der Selbstsucht, die sich die gesittete Gesellschaft nennt, ein festes Zuhause bauen und weitervererben will, gleicht einem Manne, der im wirklichen Urwald ewig den Dickens zu lesen verdammt wird. Die ewige Verlängerung dieses urgemütlichen von warmem Blute organisch durchpulsten Lebens der Werke Dickens' in eine unabsehbare Zukunft hinein ist genau so grotesk wie der Versuch, die Werte der Ordnung, der Menschenliebe und der Gesittung in eine Gegenwart und Zukunft, wie sie uns beschieden sind, hineinzubewahren. Daß ein Lächeln, in einem Bildwerk für ewige Zeiten festgehalten, zu einer Grimasse wird, hat schon Lessing im „Laokoon" erkannt.

Mit solchen Einfällen einer fast zügellosen Phantasie bringt Waugh sein Entsetzen über das Verschwinden der Ordnung und der Menschenwürde unter der Maske der Zivilisation und der feinen Gesittung zum Ausdruck. Dennoch, so bedrückend und beunruhigend auch bei diesen Intuitionen das Gefühl des Grotesken sein mag, von einem Einbruch eines Dämonischen kann ebensowenig wie von einem Abgleiten ins Tragische oder bloß Ko-

mische die Rede sein. Denn die Menschen tragen im Grunde die Verantwortung für die durch ihre Mitwirkung herbeigeführten Umstände, und es steckt bei Waugh hinter der lachenden oder groteskverzerrten Maske ein tief konservativer und religiöser Moralist. In der grotesken Begebenheit liegt meistens eine gewisse Gerechtigkeit versteckt. Ein anglikanischer Geistlicher gibt seine Pfarre auf und wird Schullehrer, weil er an nichts mehr glauben kann. Da wird ihm gesagt, das braucht er nicht so ernst zu nehmen, es gibt in der Anglikanischen Kirche einen radikal-fortschrittlichen Flügel, Modern Churchmen genannt; wenn er sich als einen solchen ausgibt, kann er sein Amt ruhig weiter betreuen. Er läßt sich also als Pfarrer in ein Gefängnis versetzen, wo zugleich ein neuer Gouverneur ernannt worden ist, der auch fortschrittliche Ideen hegt. Zu diesen Ideen gehört die Überzeugung, daß manche Menschen aus vereiteltem Künstlertrieb zum Verbrechen geführt werden. Ein Mörder, der wenigstens s e i n e Religion tiefernst nimmt, indem er sich für das Werkzeug der Rache des Allerhöchsten hält, bekommt daraufhin Hobelbank und Schreinerwerkzeuge ausgehändigt, damit er sich als Bastler betätigen kann. Von diesem Wink von oben tief beeindruckt, macht er sich sofort daran, dem Pfarrer den Kopf herunterzusägen.

Hier ist keine Tragik, erst recht keine Komik, aber auch kein Einbruch eines Dämonischen, sondern es wird ein tiefernstes Urteil ausgesprochen: im Vordergrund erkennen wir die übliche Gesellschaftssatire gegen fortschrittliche Ideen in Kirche und Staat, gegen eine Situation, wo unter dem Vorwande der Humanitätsduselei echte moralische Werte an die Wand gedrückt werden, im Hintergrunde erkennen wir aber einen Akt der Gerechtigkeit. In einer Situation, wo alle den Kopf verloren haben, verliert einer tatsächlich den Kopf unter den Händen eines anderen, der sich als Vollstrecker des göttlichen Willens fühlt, und es im symbolischen Sinne teilweise auch ist. Im Wahnsinn liegt der Sinn, das Groteske ist der einzige Rückweg zur Harmonie, wie bei Greene im Bösen der geeignete Zugang zum Guten lag.

Aus diesem letzten Beispiel läßt sich aber auch sehr gut ersehen, daß die Welt des Chaos meistens nicht einer gewissen Logik entbehrt: eine Logik des Traumes, nicht des wachen Lebens; auch können aus diesem Grunde die Symbole des Traumes dem sie anscheinend passiv erfahrenden Helden Heilung und Reife bringen. Es läßt sich von diesem Gesichtspunkte aus vom ersten bis zum letzten Werke Waughs eine in ihren Grundzügen konstant bleibende Abfolge von Vorgängen verfolgen. Der Held kommt, durch irgendeinen nebensächlichen Anlaß, mit dem Irrationalen in Berührung; manchmal ist der Anlaß erotischer Art, oder es wird ihm etwas in die Schuhe geschoben, dessen er gar nicht schuldig ist, oder es liegt eine einfache Personenverwechslung vor. Das Irrationale greift nach dem Helden; sobald er in den Strudel hineingezogen ist, folgt die Reihe der Traumbilder. Darunter kommen immer gewisse Gestalten typischer Art vor, manchmal etwa eine verlockende Frau als Anima-Figur oder ein gerissener, in allen Situationen sich zurechtfindender Mann als Typus der unbesiegbaren Lebenskraft. Die Rückkehr in die gesunde Ordnung mit gereifter Lebenseinsicht und gefestigter Persönlichkeit wird oft mit der Ermordung oder dem brutalen Abtun der verlockenden weiblichen Gestalt angekündigt und findet oft auf geheimnisvolle, sozusagen unterirdische Weise statt.

Dieser Umriß des typischen Traumerlebnisses der Helden Waughs mag als Übergang zu einer kurzen Besprechung seiner letzten Romane dienen. Denn kurz vor dem Weltkrieg setzte bei ihm eine Wandlung ein, die, ohne die Grundlinien wesentlich zu verändern, doch als eine zweite Periode in

seinem Schaffen bezeichnet werden kann. Etwa mit dem durch Ausbruch des Zweiten Weltkrieges unvollendet gebliebenen Roman „Work Suspended" („Unterbrochene Arbeit") kehrten sich allmählich die Verhältnisse um; aus einer Welt des Chaos, in dem der Held unmerklich reifte, wurde eine Sphäre der Persönlichkeitsbewährung, die selbst als solche noch durch ihre Fremdheit einige Züge des Chaotischen trug. Das hatte zur Folge, daß die in dieser Welt agierenden Gestalten, die vorher Traumgestalten waren, Ausflüsse des Menschlich-Archetypischen, nunmehr zu Projektionen des Ichs des Helden wurden; sie traten ihm als Teilansichten der in seinem noch nicht integrierten Charakter verborgen liegenden Möglichkeiten, mit denen er sich befreunden oder die er auch abtun konnte. Hier liegen auch wieder Möglichkeiten des Grotesken; denn eine solche Teilansicht einer noch werdenden Persönlichkeit entbehrt der vollen Verwurzelung im Wirklichen und kann sich nur übertrieben und deshalb oft auch grotesk gebärden. Ich bespreche kurz einen Hauptvorgang in dem erwähnten Roman „Work Suspended".

Ein Schriftsteller verbringt viel Zeit mit der Frau eines Kollegen zusammen. Er sucht ein Haus, sie erwartet ein Kind. Er glaubt sich in sie verliebt; über ihre Empfindungen wird nichts gesagt. Einmal besuchen sie den Zoo, und sie füttert einen schwarzen teuflischen Affen, nach dem deutschen Naturforscher Humboldts Gibbon genannt. In hypnotischer Faszination starrt sie das Tier an und meint plötzlich, wenn ihr Kind ein Junge wird, möchte sie ihn „Humboldt" nennen. Ihre Mutter wäre vor ihrer Geburt stundenlang vor einem Basrelief von Flaxman gesessen, um das kommende Kind für die ideale Schönheit empfänglich zu machen. Ein paar Tage später kommt derselbe Schriftsteller vor denselben Käfig zu stehen; diesmal stellt sich statt der Dame, bei der sich die Geburt schon angekündigt hat, ein merkwürdiger Mensch, Atwater, ein. Dieser Atwater zeigt ein ausgesprochenes Ressentiment gegen die Gesellschaft und verwickelt unseren Helden in ein Gespräch, in dem er, Atwater, sich mit dem Affen identifiziert und das Gefühl von Ressentiment ausspricht dessen, der von Afrika hergeholt wurde, und in einen Käfig gesperrt, um den Leuten zur Unterhaltung zu dienen, und mitunter mit Bananen, meistens aber mit Spott traktiert wird. Daß hier in Atwater eine Stimme aus dem Herzen des Helden spricht, ist ganz klar. In dem Affen konkretisiert sich seine Überzeugung, ob wahr oder falsch, daß man ihn unwürdigerweise zappeln läßt; die Frau aber starrt fasziniert in das Widerspiel ihres Tuns. Die sogenannte „predatory woman", die den Mann für ihre eigenen Zwecke gebraucht, kommt übrigens manchmal bei Waugh vor. Diese Zweieinheit von Held und grotesker Widerspiegelung wird dem Leser vollkommen sinnvoll, wenn er erfährt, daß es eben dieser Atwater war, der den Vater des Helden im Auto überfahren und ihm den Anker und die Gewähr seines bisherigen enggehegten Daseins entzogen hat — auch wieder ein Töten, das als Befreiung gemeint ist. Nach einer zwischen Komik und Groteske schwankenden Szene bezahlt ihm unser Held die zehn Schilling, die er bei dem Begräbnis für Blumen verausgabt hat, und bekennt sich dabei zu dieser befreienden zukunftöffnenden Tat.

Dieses Gespräch mit dem eigenen Ich, das in der Suche nach Persönlichkeitsbildung und Anschluß an eine Gemeinschaft in eine ihm neue und fremde Welt tritt, deren Gestalten ihm neue Möglichkeiten vorführen, wie auf der belebten Leinwand einer Filmvorführung, ist nun die Grundlage aller weiteren wichtigeren Werke Waughs. Solcher Art sind die Erlebnisse der zentralen Gestalten besonders in den drei großen Nachkriegsromanen „Brideshead Revisited", „Helena" und „Men at Arms", dem kürzlich er-

schienenen ersten Band einer Romantrilogie. Von diesem Gesichtspunkt aus gesehen, bedeutet „Men at Arms" wohl den Versuch, das nie vollendete „Work Suspended" mit dem ganz anderen Hintergrund des Krieges fertigzuschreiben. Apthorpe in „Men at Arms", eine Gestalt, die die typischen Züge einer Waugh-Groteske aufweist, und die von den Kritikern einmütig bewundert wurde, aber auch etwas fassungslos betrachtet — dieser Apthorpe ist der direkte Nachkomme des eben besprochenen Atwater. Daß Waugh aus angestammtem Virtuosentum sich schwer von seiner geliebten Welt des Chaos trennen läßt, um ein ganz „ernstes" Buch zu schreiben, ist offensichtlich. Übrigens ist Waugh als Moralist fest davon überzeugt, daß diese Welt des Unsinns, als welche uns oft das Leben in Uniform erscheint, eine tief befreiende und charakterbildende Wirkung haben kann.

Zuletzt möchte ich nur noch die Frage nach den geschichtlichen Bedingungen des Grotesken aufwerfen: sind diese Züge, die ich an Greene und Waugh beschrieben habe, Errungenschaften erst des Romans des 20. Jahrhunderts, oder waren sie von jeher da? Wolfgang Kayser meint an schon zitierter Stelle: „Die bürgerliche Dichtung hatte in ihrem Streben nach Sicherung kein rechtes Verhältnis zum Grotesken", obgleich er noch hinzufügen muß, daß in der vorhergehenden Epoche der europäischen Romantik in Theorie und Dichtung stark mit diesem Begriff gearbeitet wurde. Ich möchte aber die Behauptung wagen, daß für das gesamte 19. Jahrhundert nach der Romantik das Groteske, wo es überhaupt vorkam, stark nach der Seite des Komischen oder des Mitleidenswerten verschoben wurde. Der Dichter stand fest auf dem Boden des Realismus oder des Idealismus, der infolgedessen die Norm gab; damit wurde aber das Groteske zu etwas Außer- wenn nicht Untermenschlichem. Dickens, Gotthelf, Keller sind wohl hier zu nennen. Die vielen Grotesken Kellers sind wohl entweder als komische Fratzen oder als arme Teufel anzusehen; es mag manchmal einen Storm beunruhigt haben, daß sie doch nicht ganz in diese bürgerlichen Kategorien einzureihen sind, typische Vertreter der Menschen sind sie aber jedenfalls nicht. Wenn ich diese Vermutungen noch weiter führen darf, so möchte man wohl Dostojewskij als den hier Wandlung Bringenden ansehen. Denn das krasse Kontrastspiel von Gutem und Bösem, von Idiot und Heilbringer, versetzte er in das Herz des Gemein-Menschlichen hinein. Jedoch steigerte er diesen Kontrast vielleicht zu weit in das Mythisch-Religiöse hinauf, als daß seine Charaktere ständig die Luft des Grotesken atmen konnten. Denn ich möchte zwei Bedingungen annehmen, die das Aufkommen des Grotesken bei Schriftstellern unserer Zeit, etwa bei Greene und Waugh erlauben: erstens das vertiefte Wissen um die Möglichkeiten psychologischer Projektion, und zweitens ein mittleres Niveau des Stiles. Das erste hat Dostojewskij gehabt, das zweite nicht. Daß die typisch grotesken Figuren (Charaktere möchte man in diesem Zusammenhang nicht sagen) bei Greene und Waugh, etwa Parkis und Acky, Apthorpe und Atwater, als psychologische Projektionen zu bewerten sind, ging aus meinen Ausführungen hervor. Wenn aber das Böse und Schlechte als die Verkörperung, psychologisch gesprochen die Projektion vom Unbewußten her, von verdrängten seelischen Inhalten gesehen wird, dann ist es aus mit der Komik und dem Mitleid. Das Groteske wird dann zum Symbol des kümmerlich Unzulänglichen menschlicher Bestrebungen, und man kann nur als Ausweg oder als heilende Reaktion sich selber belachen oder bemitleiden. Jedenfalls ist das Groteske kein Untermenschliches mehr, sondern ein Allzumenschliches. Zweitens aber gehört zum Grotesken ein mittlerer Stil. Denn die Verkörperung des reinen Bösen, auch wenn sie als nach außen projizierter verdrängter Geistesinhalt erscheint, wie etwa jene Teufelserschei-

nungen bei Dostojewskij und Thomas Mann, kann ich nicht als grotesk empfinden. Denn hier muß die Mitwirkung eines ontologisch fundierten bösen Prinzips wenigstens offengelassen werden. Auch wenn wie bei Thomas Mann durch alle möglichen Mittel der Ironie die Erscheinung als eine bloß eingebildete dargestellt wird, macht hier wenig aus; man zittert dabei, wenn nicht für Dr. Faustus, dann doch wenigstens für Dr. Mann. Es ist bekannt, daß in der Tiefenpsychologie die autonomen Inhalte des Unbewußten, auch wenn sie nicht nach außen verkörpert sind, sehr leicht den Eindruck des Bösen erwecken können, als ob sie unter der Leitung einer dem Ich feindlich gesinnten Intelligenz ständen. Der bekannte Schweizer Psychologe Jung kann sich daher mit der katholischen Auffassung des malum als privatio boni, also als nicht seinsmäßig unabhängig, gar nicht befreunden. Dennoch gibt es immer einen Unterschied, wenn in einer Gestalt, die als repräsentativ gesehen wird, das Böse oder das Klägliche vorherrscht. Wenn Sie eine Erinnerung an jüngst vergangene Zeiten erlauben, so würde ich meinen, daß Hitler als mediale Verkörperung des Bösen aufgefaßt werden k ö n n t e , Mussolini aber, gleichsam als Diktator mittlerer Stillage, nur als echt grotesk. Bei Greene und Waugh scheint aber niemals, durch alle Gefährdung des Menschen hindurch, die Hand des bösen Prinzips im Spiele zu sein — man braucht nur an Pinkie, Scobie und Bendrix, und an die groteskesten Einfälle Waughs zu denken. Das kann man — neben dem berühmten englischen Ausweichen vor dem letzten Extremen — wohl bei Greene der Tatsache zuschreiben, daß ihm doch zu allerletzt das Häßliche realer ist als das Böse, und bei Waugh der immer sprudelnden intuitiven Kraft seiner Phantasie, die ihm die Welt eher als eine berauschende Märchenwelt erscheinen läßt denn als eine Stätte letzter Entscheidungen.

Die Generalversammlung in Münster

Die diesjährige Generalversammlung fand vom 3. bis 7. Oktober in Münster/Westfalen statt. Die altehrwürdige Provinzialhauptstadt, die inzwischen in neuer Schönheit aus den Trümmern des letzten Weltkrieges erstand, bot für die Generalversammlung einen festlichen Rahmen. Die Tagung wurde am Sonntag, dem 4. Oktober, mit einem feierlichen Pontifikalamt, zelebriert von Sr. Exzellenz dem Hochwürdigsten Herrn Bischof von Münster Dr. Michael Keller, eingeleitet. In seiner Ansprache betonte S. Exzellenz, daß der Wissenschaftler in seiner Arbeit Gott verpflichtet sei. Am Nachmittag des gleichen Tages fand die feierliche Eröffnung im Lichthof des Landesmuseums unter Mitwirkung des Kammerorchesters der Provinzialhauptstadt Münster unter Leitung von Generalmusikdirektor Dr. Robert Wagner statt. Nach der Begrüßungsansprache des Präsidenten, Professor Dr. Hans Peters, ergriff die Frau Kultusminister des Landes Nordrhein-Westfalen das Wort. Sie übermittelte der Görres-Gesellschaft den Gruß der Landesregierung und überreichte eine Geldspende. Anschließend hielten Vertreter des Auslandes, die Professoren Dr. N. Grass (Innsbruck), Dr. Draguet (Löwen), Dr. Griera (Barcelona), Dr. Graf d'Harcourt (Paris), Dr. Armstrong (Liverpool), Dr. Colombo (Bologna), Dr. Strasser (Nijmegen) und Dr. Staffelbach (Luzern), kurze Begrüßungsansprachen. In seinem Festvortrag über „Die Ursachen der Krankheiten" setzte sich Professor Dr. Franz Büchner (Freiburg i. Br.) mit den neueren Strömungen der medizinischen Wissenschaft auseinander, die den Boden der naturwissenschaftlichen Forschung zu verlassen drohen. Ein Empfang der ausländischen Gäste im Friedenssaal und ein zwangloses Treffen der Teilnehmer beschlossen den ersten Tag der Generalversammlung. Am Montag, dem 5. Oktober, gedachte die Gesellschaft in einem Pontifikalrequiem in St. Lamberti, zelebriert von Sr. Exzellenz dem Weihbischof von Münster Dr. Roleff, ihrer verstorbenen Mitglieder. Am Montag und Dienstag wickelten die Sektionen ein umfangreiches Vortragsprogramm ab, von dem hier nur die beiden öffentlichen Vorträge von Professor Dr. Alfons Schmitt (Freiburg i. Br.) „Probleme der wirtschaftlichen Integration Europas" und Professor Dr. Max Braubach (Bonn) „Die Vorgeschichte des zweiten Weltkrieges" hervorgehoben werden können. Über die Arbeit und die Vorträge in den einzelnen Sektionen berichten die Vorsitzenden der Sektionen (unten S. 36). Um weitere Kreise der Studenten für die Ziele und Aufgaben der Gesellschaft zu interessieren und zur Mitarbeit anzuregen, veranstaltete die Gesellschaft erstmalig am Dienstag, dem 6. Oktober, einen geselligen Abend mit den Studenten in den Zoogaststätten. Der Präsident, Professor Dr. Hans Peters, wandte sich an die erschienenen Studenten und Studentinnen mit erläuternden Worten über die Ziele und Aufgaben der Gesellschaft und betonte die Notwendigkeit, die jüngere Generation für die Ziele der Gesellschaft zu gewinnen.

Die Tagung wurde durch einen gemeinsamen Ausflug nach Burgsteinfurt und Borghorst beschlossen. Die teilnehmenden Mitglieder der Gesellschaft wurden im Golfhaus von Burgsteinfurt von der Kreisverwaltung begrüßt und bewirtet. Anschließend fand eine Besichtigung des Textilwerkes Arnold Kock in Borghorst statt.

Der gute Verlauf der Generalversammlung ist in erster Linie der Arbeit des Ortskomitees unter Leitung von Oberstadtdirektor a. D. Dr. Zuhorn zu danken, der in unermüdlicher monatelanger Arbeit die Voraussetzungen für ein gutes Gelingen der Generalversammlung schuf. Ihm und dem Orts-

komitee sprach der Präsident den besonderen Dank der Gesellschaft aus. Auch die Stadtverwaltung, an ihrer Spitze Oberbürgermeister Dr. Peus, und die Universität Münster, vor allem S. Magnifizenz Professor Dr. Rengstorf, nahmen an der Generalversammlung lebhaften Anteil. Oberbürgermeister Dr. Peus empfing den Vorstand und die Ehrengäste der Gesellschaft, vor allem S. Exzellenz den Hochwürdigsten Herrn Bischof von Münster Dr. Michael Keller und Frau Kultusminister Christine Teusch am Sonntagabend zu einem Festessen im Zweilöwenclub. Der Rektor der Universität stellte in liebenswürdiger Weise für die wissenschaftlichen Veranstaltungen der Generalversammlung das Universitätsgebäude zur Verfügung. Ein ausgezeichneter Lichtbildervortrag von Oberstudienrat Dr. Ludwig Humborg (Münster) zeigte den Teilnehmern der Generalversammlung die Stadt Münster in alter und neuer Schönheit.

In der Mitgliederversammlung am Dienstag, dem 6. Oktober, widmete der Präsident, Professor Dr. Hans Peters, dem verstorbenen Sektionsleiter für die Kunde des christlichen Orients, Professor Dr. Alfons Maria Schneider (Göttingen), einen Nachruf. Professor Dr. Victor Emil Freiherr von Gebsattel (Würzburg) gedachte des verstorbenen Leiters der Sektion für Psychologie und Psychotherapie Professor Dr. Gustav Kafka (Würzburg). Der Generalsekretär, Professor Dr. Hermann Conrad, gab einen Bericht über die Arbeit der Gesellschaft im letzten Jahre. Auf Grund der Prüfung der Jahresrechnung in der Geschäftsstelle der Gesellschaft Köln durch Staatssekretär a. D. Dr. Lammers wurde dem Vorstand Entlastung erteilt.

In den Beirat wurden folgende neue Mitglieder gewählt:

Professor Dr. Büttner, Marburg; Regierungspräsident Hackethal, Münster; Professor Dr. Just, Mainz; Staatssekretär a. D. Dr. Lammers, Köln; Professor Dr. Lausberg, Münster; Direktor der Landeszentralbank Dr. Schulte, Münster; Prälat Professor Dr. Steffes, Münster; Prälat D. Dr. Straubinger, Stuttgart; Dr. José Vives, Barcelona; Oberstadtdirektor a. D. Dr. Zuhorn, Münster.

Auf Antrag von Prälat Professor D. Dr. Georg Schreiber wurde in der Mitgliederversammlung der Beschluß gefaßt, den deutschen Episkopat um eine finanzielle Unterstützung der Görres-Gesellschaft zu bitten. Ferner wurde auf Antrag von Professor Dr. Franz Büchner, Freiburg i. Br., beschlossen, eine Sektion für Medizin zu gründen und der Gründung eines slawischen Instituts näherzutreten. Gegenüber der vordergründigen Behandlung aktueller Ostprobleme durch zeitkritische Studien sollte es ein besonderes Anliegen unserer Gesellschaft sein, die großen Zusammenhänge der osteuropäischen Geschichte in der Symbiose mit dem Abendland und die Faktoren zu erforschen, die zur Verselbständigung und Isolation des Ostens in der Gegenwart führten.

Hermann Conrad

Ansprache von Professor Dr. Hans Peters

gehalten zur feierlichen Eröffnung der Generalversammlung

Exzellenz! Frau und Herr Minister! Magnifizenz! Meine Damen und Herren!

Seit ihrem Wiedererstehen nach dem Verbot der Gestapo tritt die Generalversammlung der Görres-Gesellschaft nach Köln, Mainz, München und Würzburg heute zum fünften Male zusammen. Zum fünften Male habe ich daher die Ehre, die Tagung zu eröffnen, zu der uns die gastliche Stadt Münster eingeladen hat — jene Stadt, die, obwohl in ihren Mauern auf Grund ihrer noch lebendig gebliebenen christlichen Tradition der Nationalsozialismus relativ wenig aktive Anhänger gefunden hat, zu den mit am schwersten betroffenen Großstädten unseres Vaterlands gehörte, und die in ihrem Wiederaufbau so erstaunliche Fortschritte gemacht hat. Als Frau Minister 1949 ihre freundlichen Glückwunschworte an unsere Gesellschaft richtete, befanden wir uns noch in der Wiedererstehung. Schon ein Vergleich jener ersten Generalversammlung mit den folgenden zeigt den bedeutsamen Aufschwung, den die Gesellschaft in den vergangenen fünf Jahren genommen hat.

Unser Dank gebührt allen Mitgliedern des vorbereitenden Ortsausschusses, an ihrer Spitze den uns eben so liebenswürdig begrüßenden Herren Oberstadtdirektor Dr. Zuhorn, Professor Beckmann und Morsey, den Damen und Herren des Ehrenpräsidiums, den Herren von Stadtvertretung und Stadtverwaltung, an ihrer Spitze Herrn Oberbürgermeister Dr. Peus, sowie allen Damen und Herren, die zum Gelingen dieser Tagung die Vorarbeiten geleistet haben. Dank auch allen denen, die uns ihre Glückwünsche gesandt haben.

Gewiß sind fünf Jahre für eine Gesellschaft wie die unsrige, die — mit Unterbrechung der sieben Verbotsjahre — bereits seit 1876 besteht, keine allzu lange Zeit. Da sie aber sicher für Ziel und Arbeitsrichtung der Gesellschaft entscheidend gewesen sind, gestatten Sie mir, einen kurzen Rückblick mit einigen wenigen Worten zu geben.

Äußerlich ist es — das können wir wohl mit Stolz erklären — gelungen, die Gesellschaft mit mindestens dem Ansehen, das sie im In- und Ausland einstmals genoß, wiederherzustellen. Die große Zahl der ausländischen Besucher, insbesondere der ausländischen Redner sowie die Wiederaufnahme unserer Arbeiten in Rom und Spanien und das dort überall in wichtigen wissenschaftlichen Kreisen gefundene Echo legen Zeugnis davon ab. Sie brauchen sich nur unter den Teilnehmern an dieser Generalversammlung umzusehen und die diesjährigen wie vorjährigen Rednerlisten anzuschauen, um die Bestätigung dafür zu finden, daß die Görres-Gesellschaft einen wesentlichen Anteil an der Wiedereingliederung Deutschlands in die internationalen Wissenschaftsbeziehungen trägt. Unter diesem Gesichtspunkte danke ich auch den ausländischen Gästen, die eben so freundliche Worte für unsere Arbeit fanden.

Auch das aktive Interesse, das uns von staatlichen und kirchlichen Stellen in den letzten Jahren entgegengebracht wurde, liefert einen weiteren Beweis, daß unserer Gesellschaft ihr Rang wieder zuerkannt wird. Von amtlichen Stellen nenne ich unter unseren Förderern mit Dank an erster Stelle unseren Heiligen Vater Papst Pius XII., ferner die Hochwürdigsten Herren Erzbischöfe und Bischöfe unserer Tagungsorte, dann insbesondere die Bundesministerien des Innern, des Auswärtigen und für gesamtdeutsche Angelegenheiten, aber auch für ihre Person den Herrn

Bundesvertriebenenminister Dr. Lukaschek und den Herrn Bundespostminister Dr. Schuberth, ferner die Länderregierungen von Nordrhein-Westfalen, Bayern und Rheinland-Pfalz und unter diesen wieder die Herren Ministerpräsidenten und Kultusminister. Dankbar gedenke ich der Hilfe der Deutschen Forschungsgemeinschaft, insbesondere der Herren Professor Dr. Raiser und Dr. Zierold. Zu Dank sind wir ferner verpflichtet den Städten unserer Tagungen sowie den befreundeten katholischen Verbänden und privaten Förderern, deren Namen ich unmöglich hier alle nennen kann. Auch die Presse (im weitesten Sinne) und die verschiedenen deutschen Rundfunkanstalten, die uns mit ihrem — meist betont positiven — Interesse begleiteten und über unsere Tagungen wie unsere wissenschaftliche Arbeit berichteten, verdienen unseren aufrichtigen Dank.

Der organisatorische Aufbau unserer Gesellschaft vollzog sich insofern glatt, als arbeitsfähige und -freudige Organe schnell gebildet waren und die Arbeit wiederaufnehmen konnten. Freilich sind noch nicht alle Verluste aus der Nazizeit wettgemacht; insbesondere trägt die Entziehung unserer Mitgliederkartei durch die Aktion der Gestapo dazu bei, daß wir erst wieder einen Mitgliederstand von etwa 1350 — gegenüber 4000 im Jahre 1932 — erreicht haben. Es leben noch zahlreiche dem Vorstand unbekannte frühere Mitglieder, die wir nicht anschreiben können, die sich aber offenbar von sich aus noch nicht wieder gemeldet haben. Da wir vor fünf Jahren ganz von vorne anfangen mußten, ist aber die Mitgliederentwicklung durchaus günstig, jedenfalls ständig ansteigend. Immerhin erscheint bemerkenswert, daß hier eine rein private Wissenschaftsgesellschaft sich in unserem allzu verstaatlichten Leben wieder eine feste Position ausbauen konnte.

Unsere bisherigen vier Generalversammlungen vollzogen sich seit 1949 unter starker Anteilnahme in großer Lebendigkeit und in einer für rein wissenschaftliche Tagungen angemessenen Form. Sie fanden rege Beachtung in der wissenschaftlichen Welt des In- und Auslands und wurden in der Auslandspresse bis hin nach Portugal ausführlich gewürdigt. Der alljährlich erschienene Jahresbericht vermittelt auch den Mitgliedern, die nicht anwesend sein konnten, einen Überblick. Die Tagungsorte wechselten unter dem Gesichtspunkt, immer wieder neue Gegenden und Mitglieder für die Arbeiten der Gesellschaft zu interessieren. An jedem Tagungsort fanden sich Mitglieder, die mit regem Interesse und unermüdlichem Eifer unserer Sache dienten. Auch die Tagung in Münster, wo die Gesellschaft zum letzten Male im Jahre 1923 ihre Generalversammlung abhielt, verspricht einen guten Erfolg.

Das Wiedererscheinen der verschiedenen Zeitschriften der Gesellschaft hat notwendigerweise viel Mühe bereitet, für die Verlegern und Herausgebern herzlich gedankt sei. Das Historische Jahrbuch steht wieder auf einer innerlich und äußerlich soliden Grundlage. Das Philosophische Jahrbuch, dessen sofortiges Wiedererscheinen nach dem Jahre 1945 die Gesellschaft der Tatkraft von Professor Siegmund (Fulda) verdankt, hat inzwischen den Herausgeberstab erheblich erweitert. Der Oriens Christianus und die Römische Quartalschrift werden noch in diesem Jahre wieder erscheinen. Neu begründet wurde von Kafka und Freiherr von Gebsattel das Jahrbuch für Psychologie und Psychotherapie. Das Kirchenmusikalische Jahrbuch, an dem die Görres-Gesellschaft mit beteiligt ist, steht unter Professor Fellerers Leitung. Zum 700jährigen Jubiläum der Universität Salamanca erscheint gerade ein neuer Band der „Spanischen Forschungen". Vor zwei Jahren kam ein weiterer Band der Akten des Konzils von

Trient heraus; ein neuer geht langsam im Druck vorwärts, ist jedenfalls bereits finanziert. Die Juristische Sektion brachte zwei Hefte einer neuen Publikation heraus. Ein neuer Band der Görreswerke, herausgegeben von Just, ist im Satz und wird hoffentlich noch vor Jahresende erscheinen. Über die Herausgabe von Jahrbüchern und Schriften aus der Altertumskunde, der Literatur und Volkskunde schweben noch Erwägungen.

Das Römische Institut arbeitet unter der bewährten Leitung von Professor Pater Dr. Kirschbaum. Die Bibliothek in Rom konnte dank der freundlichen Unterstützung des Bundesinnenministeriums einen großen Teil der während der Nazi- und Kriegszeit entstandenen Lücken schließen und um etwa 1000 Bände erweitert werden. Das im vorigen Jahre wieder begründete Spanische Institut in Madrid befindet sich noch im Aufbau. Als spanischer Leiter fungiert Dr. Vives; im Vorstand unserer Gesellschaft hat speziell Prälat Professor Dr. Vincke in selbstlosester Weise die Sorge für das Institut auf sich genommen. Die Bibliothek ist im Wiederaufbau. Ein wesentlicher Schritt vorwärts wurde gestern getan: Der Vorstand hat die Wiedereröffnung des Orientalischen Instituts in Jerusalem beschlossen. Die Vorarbeiten dafür werden unverzüglich in Angriff genommen. Prälat Meinertz mit dem Verein vom Hl. Lande stand uns mit Rat und Tat zur Seite; Prälat Professor Dr. Graf hilft uns als Sektionsleiter mit seiner Initiative und wertvollen Anregungen.

Der akademische Nachwuchs ist für uns ein wichtiges Problem, dessen Lösung heute kaum mehr von der imparitätischen Benachteiligung der Katholiken entscheidend beeinflußt wird als vielmehr von der geringen Zahl geeigneter vollwertiger Anwärter und von der Begrenztheit finanzieller Hilfe. Die Gesellschaft eröffnet auf ihren Generalversammlungen jungen Forschern die Möglichkeit, durch Besuch der Veranstaltungen wie durch eigene Referate sich weiteren Fachkreisen bekanntzumachen. Durch Vermittlung von Auslandsstipendien im Zusammenhang mit den Instituten der Gesellschaft hat diese seit 1949 in Rom fünf, den Herren Emminghaus, Schumacher, Bosl, Hucke und Repgen, und in Spanien drei jungen Gelehrten, den Herren Matern, Bihler und Brüggemann Gelegenheit für eine ein-, meist sogar zweijährige Forschungsarbeit im Ausland ermöglicht. Die Erfahrungen waren bisher in wissenschaftlicher wie menschlicher Hinsicht durchweg günstig. Auf jeder Generalversammlung stellt sich einer der Stipendiaten einem Fachkreis durch einen Vortrag vor. Die persönliche Fühlungnahme mit weltanschaulich gleichgerichteten älteren Persönlichkeiten kann für den jungen Forscher nicht hoch genug eingeschätzt werden. Eine der wichtigsten nächsten Aufgaben ist es, für die Fortführung der Herausgabe der Akten des Konzils von Trient bald einen geeigneten Stipendiaten zu finden; hier hoffen wir auf die Vermittlung unseres in diesem Bereich bedeutendsten Mitglieds, des Professor Jedin, der inzwischen seine geradezu unersetzliche Hilfe zugesagt hat.

Mögen diese meine Darlegungen, die ich leider im Hinblick auf die zur Verfügung stehende Zeit nicht ausführlicher gestalten kann, Mitgliedern wie Gästen eine Rechenschaft über die Arbeit der Gesellschaft in den letzten Jahren geben und damit anfänglich geäußerte Zweifel an der Notwendigkeit und Aktualität unserer Arbeit beseitigen. Möchten sie aber auch jungen Interessenten ein kleines Bild von der Größe der vor uns stehenden Aufgabe geben, und möchten doch wirtschaftlich günstig gestellte Persönlichkeiten und Firmen zu privaten Spenden angeregt werden, die nicht nur für sie unter die üblichen steuerlichen Vergünstigungen fallen, sondern die auch für die Bewältigung dessen, was uns aufgegeben ist, unerläßlich sind.

Im Interesse der Einheit Deutschlands hatte die Gesellschaft — mit Unterstützung des Bundesministeriums für gesamtdeutsche Angelegenheiten — zu sämtlichen Generalversammlungen seit 1949 Teilnehmer aus der sowjetischen Besatzungszone eingeladen und deren legale Anwesenheit erreicht. Aber auch von diesem notwendigen Zusammenhalt aller Deutschen abgesehen, sei ausdrücklich erwähnt, daß die Görres-Gesellschaft von jeher wissenschaftliche Themen Osteuropas in ihre Arbeit einbezogen hat.

Eines der großen geistigen Probleme unserer Zeit ist die Mitgestaltung der Zukunft unseres Volkes und der Menschheit durch die Wissenschaft. Irrig ist es, dabei immer wieder hauptsächlich auf Naturwissenschaften, Medizin und Technik zu schauen. Die großen weltbewegenden Entscheidungen fallen im geistigen Raum. Es ist ein Überbleibsel aus den materialistisch — sei es marxistisch, sei es kapitalistisch — orientierten letzten hundert Jahren, zu glauben, die wirtschaftlichen Kräfte und Produktionsverhältnisse, insbesondere der technische und wirtschaftliche „Fortschritt", seien die treibenden Elemente der Entwicklung der Menschheit. Unser eigenes Erleben und unsere eigene deutsche Katastrophe sollten uns wenigstens vor diesem Fehler schützen. Die großen Entscheidungen sind das Ergebnis von ideologischen Kämpfen. Zu diesen aber tragen auch die Geisteswissenschaften ihren maßgeblichen Anteil bei. Nicht zuletzt die die Vergangenheit erforschenden Wissenschaften formen mit das geistige Bild der Gegenwart und führen — mindestens indirekt — hinein in die Zukunft. Wem dies noch nicht zum Bewußtsein gekommen ist, der möge den Beweis dieser These aus den Publikationen über unsere früheren Tagungen entnehmen. Gegenüber der Kritik, vieles in unserer Forschung und erst recht in Lehre und Methode stamme aus dem Arsenal einer vergangenen Epoche, soll man bedenken, daß die vergangenen Jahrhunderte — gerade auch unter Mitwirkung von Kirche und Klöstern — einen gewaltigen Schatz an wissenschaftlichen Erkenntnissen zusammengetragen haben, ferner daß die Wissenschaft ihrem Wesen gemäß konservativ ist und daß sich Wandlungen und Umstellungen langsam und mit vollem Bedacht vollziehen müssen. Daß sich immer wieder neue oder alte wiederaufgenommene Blickpunkte ergeben, sollten wir uns aber doch zum Bewußtsein bringen. In der Rechtswissenschaft kann gerade von unserem Standpunkte aus die Wiederhinwendung zum Naturrecht nicht hoch genug eingeschätzt werden. Aus den Arbeiten von D e m p f, G u a r d i n i und W e n z l — um nur als Beispiel drei Namen zu nennen — zeichnen sich neue, wegbereitende Tendenzen ab. S p ö r l hat uns die Bedeutung der Art der Geschichtsbetrachtung für die Gegenwart aufgezeigt. S c h r e i b e r hat der Volkskunde teilweise ganz neue, bahnbrechende Wege gewiesen. Unsere wirtschaftswissenschaftliche Sektion unter P f i s t e r hat aktuellste Fragen unserer gegenwärtigen und künftigen Gesellschaftsordnung untersucht. Für Medizin, Naturwissenschaften und Technik werden — wie auch diesmal wieder — philosophische, theologische und ethische Voraussetzungen behandelt; experimentelle Forschungen können naturgemäß im Rahmen der Görres-Gesellschaft kaum Raum haben, während die Grundfragen der Einordnung in das gesamte Weltbild den Zielen unserer Gesellschaft und unseren Arbeitsmöglichkeiten am meisten entsprechen.

Ich führe dies aus, um zu zeigen, daß die Görres-Gesellschaft keineswegs bloß Altes erneuern will und in ausgefahrenen Geleisen weiter arbeitet, sondern daß sie sich bereits in den vergangenen fünf Jahren den Gegenwartsproblemen des geistigen Lebens gegenüber nicht nur aufgeschlossen gezeigt hat, sondern daß sie bereits von Anfang an, das Neue gestaltend, mitarbeitet. Mögen die in dieser Richtung sichtbaren fruchtbaren Anfänge fortgeführt werden, und mögen auch weiterhin die Arbeiten unserer Mit-

glieder die Voraussetzungen der künftigen Entwicklung entscheidend mitbestimmen!

Die erfreulich große Zahl unserer heute erschienenen Gäste und Mitglieder beweist, daß unsere Arbeit an der Wissenschaft und für sie auch weithin in dieser oder ähnlicher Weise gesehen wird und daß ein bemerkenswertes Interesse für unsere — immerhin rein wissenschaftliche — Tagung besteht. In einer Zeit, in der so viele auf das Nurspezialistentum schwören, während die entgegengesetzten Extremisten jedes Interesse weiterer Volkskreise für die Geisteswissenschaften geradezu bestreiten, sollte die heutige Versammlung, mehr aber noch der auch in diesem Jahre — wie auf unseren früheren Tagungen — rege Besuch der zahlreichen Sektionsveranstaltungen ein sehr beachtlicher Ton in dem wirren Konzert unserer modernen Geistesäußerungen sein. Der christliche Glaube als Basis aller wissenschaftlichen Arbeiten in der Gesellschaft gibt auch den zahlreichen wertvollen Spezialuntersuchungen Synthese und Richtung.

Ich begrüße daher auch unter diesem Gesichtspunkte Sie alle, verehrte Mitglieder und Freunde aus dem Inland, besonders herzlich die von jenseits des Eisernen Vorhangs Erschienenen, von denen wir eine ganze Anzahl zu unserer Freude unter uns sehen. Hocherfreut begrüße ich unsere zahlreichen Besucher aus dem Ausland, aus acht Staaten, sowie die in- und ausländischen Redner dieser Tagung. Mein dankbarer Gruß gilt den Damen und Herren des Ehrenpräsidiums, den Vertretern aller kirchlichen, staatlichen und kommunalen Behörden sowie den Vertretern der Deutschen Forschungsgemeinschaft und der befreundeten Organisationen. Ich begrüße besonders aufrichtig und herzlich auch den Herrn Vertreter der Evangelischen Kirche. Nur wenige Gäste möchte ich namentlich erwähnen: Seine Exzellenz den Hochwürdigsten Herrn Bischof von Münster Dr. Michael Keller, Seine Exzellenz den Hochwürdigsten Herrn Weihbischof von Vich, Masnon, Frau Kultusminister Teusch, Herrn Prälaten Dr. Böhler als Vertreter unseres verehrten Protektors, Kardinal Frings, Herrn Regierungspräsidenten Hackethal, Herrn Landeshauptmann Dr. Salzmann, Herrn Oberbürgermeister Peus, Seine Magnifizenz den Herrn Rektor der Universität Professor Dr. Rengstorf, den Hochwürdigsten Herrn Abt von Gerleve, den Präsidenten der Deutschen Forschungsgemeinschaft Herrn Professor Dr. Raiser und den Vertreter des Herrn Bundesinnenministers, Herrn Ministerialrat Dr. Kipp.

Eigentlich müßte ich die Namensnennung noch länger ausdehnen; die nicht persönlich erwähnten Damen und Herren mögen es mir im Hinblick auf die Zeit verzeihen, wenn ich sie nicht genannt habe.

So beginnen wir nun gleich unsere Arbeit, für die wir heute Vormittag in der Lambertikirche um Gottes Segen gebetet haben und hoffen, daß auch der diesjährigen Tagung wieder reicher Erfolg beschieden sein möge.

Begrüßungstelegramm an den Hl. Vater

SOCIETAS GOERRESIANA STUDIIS INTER CATHOLICOS GERMANIAE PROMOVENDIS DICATA CONVENTUM AGENS ANNUUM MONASTERII, UBI SANCTUS LUDGERUS, GUESTFALIAE APOSTOLUS, NONO IAM INEUNTE SAECULO GERMINA SCIENTIAE CHRISTIANAE SPARSIT, SANCTITATI TUAE OBOEDIENTIAE ET AMORIS SENSUS EXPRIMENS, BENEDICTIONEM APOSTOLICAM DEVOTISSIME PETIT.

PETERS, PRAESIDENS

Antworttelegramm aus Rom

AUGUSTUS PONTIFEX SOCIETATI GOERRESIANAE STUDIIS INTER CATHOLICOS GERMANIAE PROVEHENDIS QUAE LAETE ISTIC SUA SAECULARIA SOLLEMNIA CONCELEBRAT DE OBSEQUIO GRATIAS PLURIMAS AGIT EIDEMQUE GRATULATUS INSIGNEM OPERUM MOLEM QUAE NATIVAM IPSIUS TESTATUR VIRTUTEM PRAESENTISSIMAM DEI OPEM ADPRECATUR UT IPSA VIRILITER ET EXCELSO ANIMO ECCLESIAE UTILIBUS SEMPER VACET INCEPTIS MODERATORIBUS ET SODALIBUS EIUS PERAMANTER BENEDICIT.

MONTINI, PROSECRETARIUS

Öffentliche Vorträge

Franz Büchner (Freiburg/Br.): Von den Ursachen der Krankheiten.

Der Vortrag erscheint ausführlich an anderer Stelle als Broschüre.

Alfons Schmitt (Freiburg/Br.): Probleme der wirtschaftlichen Integration Europas.

Die Meinungen darüber, in welchem Ausmaß die europäischen Volkswirtschaften eine wirtschaftliche Integration eingehen sollen, sind vorläufig noch nicht einheitlich. Eine wirkliche Integration muß jedoch auf wirtschaftliche Verschmelzung der nationalen Volkswirtschaften hinauslaufen, d. h. auf Schaffung eines gemeinsamen europäischen Marktes mit Freizügigkeit in der Bewegung der Waren und Leistungen, der Menschen und Kapitalien. Der wirtschaftliche Sinn einer solchen Integration liegt darin, durch Wahl der optimalen Produktionsstandorte innerhalb Europas die verfügbaren komparativen Kostenvorteile bestmöglich auszunutzen und so den Lebensstandard in Europa zu steigern. — Die Integration stellt einen sich über Jahre erstreckenden dynamischen Prozeß dar, der soweit wie möglich auf der Grundlage privater Initiative und marktwirtschaftlicher Methoden vor sich gehen sollte, um den Versuch der Durchsetzung von Machtansprüchen und egoistischen nationalen Sonderwünschen hintenanzuhalten. — Den Rahmen für diesen Prozeß allerdings hätten die beteiligten Staaten zu schaffen. — Voraussetzung für eine volle Integration wäre neben einer schrittweisen Beseitigung aller Handelshemmnisse innerhalb Europas vor allem die Herbeiführung einer währungspolitischen Einheit; sie könnte etwa in einem europäischen Währungsboard mit hinreichenden geld- und konjunkturpolitischen Befugnissen unter vorläufiger Beibehaltung nationaler Notenbanken verwirklicht werden. — Die Freizügigkeit müßte sich auch auf Kapital und Arbeit beziehen. Daraus könnte sich für die reichen Länder eine gewisse Verzögerung des Lohnanstieges ergeben, der aber wertvolle Impulse für die längerfristige wirtschaftliche Entwicklung gegenüberständen. Einheitliche europäische Lohntarife würden bei der Schwerbeweglichkeit der Arbeit in den armen Ländern die Gefahr permanenter Arbeitslosigkeit heraufbeschwören. — Eine volle Koordinierung der Wirtschaftspolitik auf den Gebieten der Geld-, Konjunktur- und Außenhandelspolitik ist unerläßlich. Finanzpolitisch wäre eine Angleichung der Steuersysteme und öffentlichen Lasten der Produktionsausrichtung nach optimalen natürlichen Standorten förderlich. Auf längere Sicht wäre ein horizontaler Finanzausgleich wohl nicht zu umgehen. — Die Integration kann nicht ohne Reibungsverluste vollzogen werden, die aber einmalige Opfer darstellen und denen die dauernden Vorteile einer Hebung des europäischen Lebensstandards und der erhofften politischen Befriedung Europas gegenüberstehen.

Max Braubach (Bonn): Die Vorgeschichte des zweiten Weltkrieges.

Auf Grund einer kritischen Auswertung der bisher vorliegenden Quellen wird in dem Vortrag nicht nur der Verlauf der Ereignisse, die zu der Katastrophe des zweiten Weltkrieges führten, dargestellt, sondern vor allem auch nach den Motiven der leitenden Persönlichkeiten gefragt. Kann man, wenn man nach den Ursachen fragt, gewiß bis auf den Vertrag von Versailles zurückgehen, und lassen sich gerade auch für die eingehender untersuchte letzte Phase der Jahre 1938/39 verhängnisvolle Fehler der anderen Mächte, der Polen und der Westmächte, vor allem aber eine den Kriegsausbruch befördernde Einwirkung der Sowjetunion feststellen, so wird dadurch die Verantwortung, die auf Hitler fällt, nicht gemindert: es wird wahrscheinlich gemacht, daß er keineswegs nach einem von vornherein festliegenden Plan gehandelt hat, sondern, ein Mensch plötzlicher Impulse und von Eindrücken des Augenblicks bestimmter Entschlüsse, durch die eigenen Erfolge seit dem Einmarsch in die Rheinlande im März 1936 geblendet, immer weiter geschritten ist, wobei vielfach Einwirkungen von außen, wie etwa die nicht erwarteten Maßnahmen Schuschniggs in der österreichischen, die falsche Auslegung des Dementis eigener Vorbereitungen durch die ausländische Presse Ende Mai 1938 in der tschechoslowakischen, das Verhalten Englands und Rußlands in der polnischen Frage, seiner Politik eine zunächst so nicht geplante Richtung gegeben haben. Mannigfache Schwankungen lassen sich noch in den Augusttagen 1939 feststellen, in denen der Wunsch, die Westmächte zu neutralisieren, zu den merkwürdigsten Aktionen und — am 25. August — zu der Zurücknahme des bereits erteilten Angriffsbefehls gegen Polen führte. Im Grunde haben ihn freilich zum mindesten seit 1937 phantastische Vorstellungen der dem Reich und ihm selbst zufallenden Aufgaben erfüllt, die früher oder später den Zusammenstoß mit den dadurch in ihrem Bestand oder ihren Interessen bedrohten europäischen Mächten zur Folge haben mußten.

Sektionsberichte

1. Sektionen für Philosophie und für Naturwissenschaften und Technik

Besonders bei den Naturwissenschaften und der Technik wird sich die Sektions-Arbeit in der Görres-Gesellschaft nicht mit der Behandlung spezieller Teilfragen des jeweiligen Fachgebietes befassen dürfen. Dafür wäre einmal der von dieser Sektion betreute Bereich der Wissenschaften weitaus zu groß; zum anderen bietet gerade die Görres-Gesellschaft die Möglichkeit, aus der Enge der eigenen Fakultät herauszutreten und im Zusammenwirken der Wissenschaften zu Ergebnissen zu kommen, zumal wir ja hier auf gemeinsamer Grundlage bauen können.

So haben sich die beiden Sektionen für Philosophie und für Naturwissenschaften und Technik in Münster zu einer Erörterung über Auffassung und Begriff der Kausalität zusammengefunden. In den folgenden drei Vorträgen berichteten Naturwissenschaftler und Philosophen.

Dr. Richard Glauner (Clausthal): Kausalprinzip, Kausalgesetz und physikalische Kausalitätsauffassung.

Bei der Diskussion des Kausalproblems im Anschluß an die durch die moderne Quantenphysik (Unschärferelation Heisenbergs) aufgeworfenen Fragen wird vielfach der Einfluß der erkenntnistheoretischen und (oft unbewußten) metaphysischen Grundhaltung übersehen und vor allem nicht genügend beachtet, daß die Physik (ebenso wie jede andere naturwissenschaftliche Disziplin) die Frage nach der Realgeltung des echten Kausalbegriffs prinzipiell nicht zu klären vermag. Wirkursächlichkeit ist nämlich jene spezifische, „Letztbedeutung" aufweisende Beziehung (für den kritischen Realismus: Realbeziehung), nach der zwei Ereignisse dann kausal verknüpft sind, wenn das eine durch das andere bewirkt wird (nicht etwa bloß regelmäßig zeitlich auf das andere folgt). Dieses Bewirktwerden selbst ist aber in der bloßen Sinnesbeobachtung niemals gegeben, diese vermag (im makrophysikalischen Bereich) lediglich die gesetzmäßige zeitliche Aufeinanderfolge der kausal verknüpften Geschehenselemente (z.B. die Folge von Bewegungsvorgängen) zu zeigen. Für die Physik, die sich methodisch allein auf die Erfahrung als Erkenntnisquelle stützt und diese gemäß dem mathematisch-naturwissenschaftlichen Forschungsideal außerdem auf die quantitativ erfaßbare Seite der Erfahrung, nämlich auf die der Messung zugänglichen, reproduzierbaren Raum- und Raum-Zeitgrößen einschränkt, kann die echte Kausalbeziehung als solche niemals Forschungsobjekt sein; vielmehr ist für die Physik die Kausalität auf deren sekundäres Kriterium, nämlich die gesetzmäßige zeitliche Folge der Ereignisse und damit auf die Prognostizierbarkeit (Voraussagbarkeit und Vorausberechenbarkeit) künftiger Ereignisse beschränkt (physikalische Kausalitätsauffassung).

Das den echten Kausalbegriff zugrunde legende, allgemeine Kausalprinzip, das zu den obersten Erkenntnisprinzipien und im Sinne des kritischen Realismus auch zu den obersten Seinsprinzipien gehört, schließt in seinem Ursachebegriff die frei wirkende und die mit Seinsnotwendigkeit wirkende Ursache ein und lautet in allgemeinster Formulierung: Jedes kontingente Seiende und damit auch jedes Geschehen ist verursacht. Es umschließt das in der vernunftlosen und vor allem in der unbelebten Natur geltende physische Kausalgesetz, nach dem gleiche Ursachen mit physischer Notwendigkeit gleiche Wirkungen hervorbringen.

Beim Problem der Determiniertheit oder Indeterminiertheit des Geschehens in der Quantenphysik geht es nicht um die Frage der Realgeltung der echten Kausalrelation, sondern um die physikalische Kausalitätsauffassung, deren Anwendbarkeit in der Mikrophysik eine wesentliche Einschränkung erfährt. Angesichts der Nichtobjektivierbarkeit quantenphysikalischer Aussagen handelt es sich vom Standort des kritischen Realismus aus ferner um die Frage, ob die der sinnlichen Anschauung entnommenen und sich bei der physikalischen Erforschung der Makrowelt bewährenden Begriffe und Modellvorstellungen (Ort, Impuls, Welle, Korpuskel u.a.) auch auf die mikrophysikalische Welt mit ihren offenbar völlig unanschaulichen Aufbauelementen anwendbar sind und welche Art von Realgeltung der quantenphysikalischen Zustandsfunktion zukommt.

Professor Dr. Joseph Meurers (Bonn): Das Problem der Kausalität im Bereich der großen Massen und Räume. Dieser Vortrag ist auf Seite 5 wiedergegeben.

Professor Dr. Ulrich Schöndorfer (Wien): Geltung und Begründung des Kausalitätsprinzips vom kritisch-realistischen Standpunkt aus.

Die realistische Erkenntnislehre ist dualistisch, sie kennt zwei Quellen der Erkenntnis: Erfahrung und Denken. Auch das Kausalitätsprinzip des Geschehens, dessen bekannteste Formulierung noch immer die Kantische ist („Alles, was geschieht, setzt etwas voraus, worauf es nach einer Regel folgt"), ist nach ihrer Auffassung in unserer Denkgesetzlichkeit und in der Eigenart unserer Erfahrung begründet. In der ständigen Bewährung des aus den Wurzeln der Denkgesetzlichkeit und der unmittelbaren Erfahrung sich ergebenden Kausalprinzips sieht der kritische Realismus einen weiteren Erweis der allgemeinen Geltung dieses Prinzips.

Die Geltung des Kausalitätsprinzips des Seins, dessen bekannteste Formulierung die Christian Wolffs ist („Was nicht notwendig existiert, hat eine Ursache, durch die es existiert"), scheint dem kritischen Realismus durch die Einsicht in die Eigenart alles nicht absolut Seienden gewährleistet zu sein. Die Analyse dieser Eigenart zeigt ihm die Abhängigkeit alles uns durch die Erfahrung gegebenen Seins und rechtfertigt ihm die Frage nach dessen Grund und Ursache.

Die sehr lebhafte Diskussion unter Leitung von Prof. Dr. V. Rüfner (Bonn) ließ den lebhaften Anteil erkennen, der von den verschiedensten Wissenschaften an den aufgeworfenen Fragen genommen wird. Vor allem handelte es sich dabei um die Grenzen der physikalischen Betrachtungsweise, die keineswegs mit innerer Notwendigkeit zum Positivismus hinführt. Es zeigte sich, daß mit der Auflösung des Seins in bloße Funktionen die Ordnungsprobleme nicht gesehen werden. Die Natur ist keine in sich abgeschlossene Größe, kein geschlossenes System. Der Schichtungsgedanke der heutigen Ontologie hat den Blick wiederum freigemacht für die Richtigkeit des aristotelisch-scholastischen Stufenprinzips. Hier tut sich das Problem der Steuerung auf, das sich nicht in quantitative Beziehungen einfangen läßt. Jenseits der immer nur vorläufigen physikalischen Modellvorstellungen bleibt die Frage nach der Schöpfung. Vor einer allzu schnellen philosophischen Interpretation heutiger physikalischer Vorstellungen wurde nachdrücklich gewarnt. Ganz und gar kann von metaphysischen Folgerungen aus solchen Modellvorstellungen, insbesondere in der Frage des Alters des Universums, keine Rede sein. Unser Bild von der Natur hat sich in jeder Hinsicht gegenüber den Vorstellungen der klassischen Physik und des 19. Jahrhunderts geweitet. Gerade dadurch aber hat sich gezeigt, daß wohl die Alleingültigkeit der mechanischen Kausalgleichung fallengelassen werden muß, nicht aber das allgemeine Kausalprinzip. Das Suchen nach eindeutiger Gesetzmäßigkeit darf trotz der heutigen Schwierigkeiten (Unschärferelation!) auch innerhalb der Naturwissenschaft nicht aufgegeben werden. Hier entstehen neue Fragestellungen, wenn man das innere Verhältnis von Ordnungsstrukturen und Geschehensabläufen in Erwägung zieht. Die naturwissenschaftlichen Methoden verlangen gebieterisch nach der Ergänzung durch die Ontologie. *Alois Dempf, Franz Moeller*

2. Sektion für Psychologie und Psychotherapie

Bereits im zweiten Jahre ihres Bestehens verlor die Sektion ihren Begründer und Vorsitzenden, Professor Dr. Gustav Kafka, der am 12. Februar 1953 in Veitshöchheim plötzlich dem Herztode erlag. An seiner Stelle übernahm Professor Dr. V. E. Freiherr von Gebsattel die Leitung der beiden auf der Generalversammlung zu Würzburg getrennten Sektionen. Als Herausgeber des Jahrbuchs für Psychologie und Psychotherapie berief der Vorstand an Stelle des Verstorbenen Privatdozent Dr. W. J, Revers. Wie im Vorjahre, so gehörten auch in Münster die Vorträge der Sektion für Psychologie und Psychotherapie zu den meistbesuchten der Tagung.

August Vetter (München): Die strukturpsychologische Deutung der Person.

Neben der Tiefenpsychologie gehört die ausdruckswissenschaftliche Charakterkunde zu den Hauptanliegen der heutigen Seelenforschung. Beide haben sich in Gegnerschaft zur alten „Bewußtseinspsychologie" entwickelt, indem sie den Grundbereich des unbewußten oder unwillkürlichen Seelengeschehens mit in die Untersuchung einbezogen, ja ihm sogar eine Vormacht über das wache Seelenleben einräumten. Der damit erwachte Kampf um die Eigenständigkeit und Bestimmung des Geistes rückte auf beiden Gebieten das Problem der menschlichen „Person" in den Vordergrund, das nun im Mittelpunkt der Lehre vom Strukturaufbau der Seele steht. Nachdem diese die charakterkundlichen Entdeckungen bereits voll in sich aufgenommen und umgebildet hat, sieht sie sich vor die schwierigere Aufgabe gestellt, auch tiefenpsychologische Erfahrungen ihrer personalen Betrachtungsweise einzugliedern und sie entsprechend zu verarbeiten.

Unter solchem Leitgedanken wurden als Vorläufer des Umschwungs die „personalistische" Psychologie Sterns und die Strukturlehre Kruegers mit ihrer emotionalen Kernbestimmung betrachtet. Den wichtigsten Beitrag von philosophischer Seite gab die Wertlehre Schelers, während die Schichttheorie Rothackers die Problematik des Personbegriffs deutlich machte. Die Charakterkunde würdigt die zentrale Instanz des Menschen vorwiegend unter dem Außenaspekt des Handelns; in der analytischen Psychologie Jungs mit ihrer introspektiven Sicht wird sie zum individuellen „Selbst" abgewandelt. Beide Deutungen fassen letztlich Teilansichten der Person ins Auge.

Den Abschluß bildete der Versuch, einen Aufriß des menschlichen Wesensgefüges zu entwickeln, dessen Hauptunterscheidung der „Schichtgegensatz" zwischen dem Bereich des Geistes und dem Lebensgrund ist. Als polare Spannung innerhalb dieses Strukturaufbaus wurde die seelische „Innerung" und die charakterliche „Äußerung" herausgearbeitet, die gleichsam das seitliche Gleichgewicht gewährleistet. Den dritten Gesichtspunkt bildet die abgehobene Eigenständigkeit des Gefühlsbereiches mit ihrem Bindungszentrum der „Person", deren Sonderstellung in ihrem unabdingbaren Bezug zur Transzendenz gründet.

Das Ergebnis der Darlegung ist der Aufweis eines möglichen Anschlusses der personalen Strukturlehre an das theologische Menschenbild, doch ohne Preisgabe der psychologischen Betrachtungsweise, auf die in der Praxis seelischer Beratung nicht verzichtet werden kann.

St. Strasser (Nijmegen): Über die Wertung von Personen.

Dem Menschen wohnt von Natur die Neigung inne, seinen Rang im Verhältnis zu Mit-Daseienden auf Grund von Werturteilen zu bestimmen. Er stellt sich das Gefüge der Gruppe, zu der er jeweils gehört, als eine hierarchische Ordnung vor und schreibt dieser Ordnung objektive Bedeutung zu. Woher dieser Anspruch auf Objektivität? Auf diese Frage werden zumeist dreierlei Antworten gegeben: sie sind Ausdruck einer rationalen, beziehungsweise einer pragmatischen oder einer positiv-exakten Auffassung. Die Unzulänglichkeit aller drei Standpunkte geht daraus hervor, daß sie den „impliziten" Eigenschaften von Personen nicht gerecht zu werden vermögen. Sie beruhen auf der Auffassung von Tatsachen, während es zum Wesen der „Tatsache" gehört, daß sie nur ein isoliertes, unveränderliches, im Modus des „Gegenüber" determiniertes Stück Wirklichkeit zum Gegenstand haben kann. Es zeigt sich, daß neben rationalen auch nichtrationale Momente bei der Wertung von Personen eine Rolle spielen.

Das Verhältnis zwischen beiden Momenten darf jedoch weder im Sinne eines rationalistischen Dualismus, noch in dem eines (naturalistischen oder spiritualistischen) Monismus gedeutet werden. Jede Wertung stellt einen ganzheitlichen Akt dar, bei dem die rationalen Momente in einen nicht-rationalen Horizont eingebettet werden. Tatsachen sind daher für die Beurteilung von Personen nur dann brauchbar, wenn sie in den lebenden Zusammenhang integriert werden, dem sie entnommen wurden. Dies setzt voraus, daß an die Stelle des interesselosen Beobachters und Richters, der dem zu Beurteilenden gegenübersteht, der Koexistierende tritt, der mit ihm in Sympathie und Liebe verbunden ist. Fundamentaler, ursprünglicher, umfassender als die Objektivität der „ratio" ist die des „amor". Der negative Beweis hierfür ist in dem Umstand gelegen, daß zweierlei Verstöße gegen das ideale Postulat der Objektivität möglich sind. Der eine besteht in einer Verfälschung oder regelwidrigen Verarbeitung des Tatsachenmateriales; er ist prinzipiell rational nachweisbar. Der andere äußert sich in Kälte, Ironie, innerer Unnahbarkeit und mangelndem Willen, um zu verstehen; er kann mit einer korrekten Beurteilung der Tatsachen Hand in Hand gehen. Vor der letztgenannten Abweichung von den Erfordernissen der Objektivität schützt nur die primäre Bereitwilligkeit, mit dem Anderen zu „kommunizieren".

Igor A. Caruso (Wien): Person und Gewissen.

Bis vor kurzem hat die wissenschaftliche Psychologie im Blickfeld ihrer Betrachtungen gleichsam einen blinden Fleck gegenüber den Begriffen „Person und Gewissen" gehabt. Zugestandenerweise ist diese Problematik vornehmlich eine philosophische, doch ist sie von zen-

traler Bedeutung für die Psychologie selbst. Dies sieht man deutlich in der Theorie und Praxis der Psychotherapie, da dieselben Störungen sich immer in letzter Analyse als tiefe Störungen des persönlichen Wert- und Normensystems erweisen, als Störungen der Gesamtperson inmitten ihrer transzendenten Bindungen.

Und doch dürfen die Befunde der klassischen Tiefenpsychologie nicht einfach abgetan werden: Die Tiefenpsychologie ist Frucht unserer Zeit, und unsere Zeit ist ohne Tiefenpsychologie undenkbar.

Die tiefenpsychologische Theorie des Überichs erfaßt richtig die Bildung des individuellen Gewissens an lebensgeschichtliche Vorbilder. Sie reicht jedoch nicht aus, um die menschliche Antinomie, den existenziellen Widerspruch zu erklären, die sich in der Bereitschaft kundtun, ein Gewissen zu bilden. Aus dem materialistischen Weltbild heraus will die Theorie des Überichs den menschlichen Widerspruch aus der Feindschaft zweier Triebe ableiten, so daß das Gewissen bloß als Sieg der egoistischen Ichtriebe über den Sexualtrieb dargestellt werden kann. Um die Einheit des Individuums trotz diesem Triebdualismus zu wahren, muß als deus ex machina die narzißtische Libido erfunden werden.

Die Entwicklung der Person schreitet indes von der narzißtischen Ich-Verhaftung zu einer absoluten Du-Beziehung, die ihr als Ideal vorschwebt und nie ganz erreicht wird. Das Gewissen wird wohl an lebensgeschichtlichen Vorbildern geformt, aber die Funktionsfähigkeit selbst des Gewissens kann bloß durch Annäherung eher negativ umschrieben werden. Der menschliche Widerspruch ist weniger innerhalb der Triebökonomie als vielmehr im Verhältnis zwischen Triebwesen und Transzendenz verankert. Das Gewissen ist das eigentliche Merkmal der Inkarnation: Fleischwerdung des Geistes.

Es mangelt noch an einer Psychologie der Person, Psychologie des inkarnierten Geistes. Freilich ist es ein anthropologisches, philosophisches, ja religiöses Problem, aber seine Bedeutung für die Psychologie und für die Psychotherapie ist unermeßlich.

Albert Görres (Heidelberg): Die Exerzitien des hl. Ignatius von Loyola und die Psychotherapie.

Die „Tiefenpsychologie" hat strukturelle Bedingungen des Erlebens und Verhaltens aufdecken können, die sich aus den Urerfahrungen und Urentscheidungen der persönlichen Geschichte und möglicherweise auch aus einem vorgegebenen Plan der seelischen Entfaltung (vgl. die Lehre C. G. Jungs) ergeben. Das legt die Frage nahe, ob es ein umschriebenes Erfahrungsfeld gibt, in dem nicht nur die individuelle, konstitutionelle und lebensgeschichtliche, sondern auch die metaphysische Struktur des Menschen sichtbar wird, die alle anderen begründet und trägt. Es gibt so etwas wie eine „spirituelle Tiefenperson", die vom Ich angenommen oder verdrängt werden kann und oft viel intensiver verdrängt wird als etwa die Triebregungen, weil sie die Selbstbehauptung des um sich kreisenden Ichs gründlicher gefährdet. Um die Entfaltung dieser „spirituellen Tiefenperson" geht es in den Exerzitien. Sie führen zu einer Erfahrung der feinen geistigen Regungen, in denen sich der Mensch seines Wesens, seiner tiefsten, eigentlichen Neigungen, der urtümlichsten Ausrichtung seiner Natur bewußt wird. Sie erschließen dem Übenden ein Verständnis des Seins, der Welt, seiner selbst, das einem ursprünglichen „Grundwissen" entspricht, das gewöhnlich unter dem alltäglichen Gerümpel von Meinungen und Anschauungen verborgen bleibt. Diese These wurde durch die Interpretation der ersten Besinnung der Exerzitien, des sog. „Fundaments", erläutert.

3. Sektion für Geschichte

Der Unterzeichnete eröffnete am Montag, dem 5. Oktober, die Sitzung. Er bedauerte, daß Herr Professor Dr. Anton Eitel (Münster), der gerade sich noch einer Kur unterziehen mußte, nicht persönlich anwesend sein konnte, um die Glückwünsche der Sektion zu seiner 50jährigen Mitgliedschaft entgegenzunehmen. Hierauf erteilte er Professor Dr. Leo Just (Mainz) das Wort, der über „Görres in Heidelberg" sprach.

Im Mittelpunkt der Ausführungen stand die Analyse der Heidelberger Vorlesungstätigkeit von Görres in den Jahren 1806—1808 an Hand von Nachschriften, die zwar im letzten Kriege vernichtet worden sind, von denen aber ein Teil in Abschriften Mai 1953 wiederaufgetaucht ist. Nahezu vollständig läßt sich die „Allgemeine Ästhetik und Geschichte der Künste" aus dem ersten Heidelberger Semester (Winter 1806—1807) rekonstruieren. Ferner sind vorhanden „Der Bau des Himmels" aus dem Sommer 1807 und die „Hygiene" aus dem Winter 1807—1808. Die letztere trägt ein naturphilosophisches Lehrsystem vom gesunden und kranken Menschen vor, das teils deskriptiv, teils normativ auf praktische Richtlinien zur Lebensgestaltung hinausläuft. Die Grundgedanken sind Polarität und Harmonie. Diese,

und nicht der Kampf des Individuums mit der Natur wie bei Brown, sind der Sinn des Daseins. Im deskriptiven Teil sind, als frühe Vorstufe der Ausführungen in der „Christlichen Mystik", den Grenzzuständen zwischen Schlaf und Wachheit, Ekstase, Magnetismus, Somnambulie, Hysterie usw. interessante Ausführungen gewidmet. Auch die Astronomievorlesung, die viel konkretes Einzelwissen der Zeit vorträgt, wird dazu benutzt, Einheit und Harmonie des Alls durch ständige Vergleiche aus Biologie und Medizin zu erweisen. Am aufschlußreichsten ist die Ästhetik. Görres' eigene Aussage, daß sich darin seine Mythengeschichte vorbereitet habe, bestätigt sich in vollem Umfange. Aber auch die altdeutschen Studien und sonstigen sagengeschichtlichen Interessen künden sich hier, gleich beim Einzug in Heidelberg, ausgiebig an. Die Vorlesung begann vierzehn Tage nach der Ankunft aus Koblenz, und damit erhebt sich das Problem der gegenseitigen Anregung von Creuzer und Görres aufs neue. Görres muß schon weit mehr aus der Heimat mitgebracht haben, als man gemeinhin annimmt. Auch zeigt die geistvolle und lebendige Literaturgeschichte innerhalb dieser Vorlesung ausgesprochen romantische Züge, die nur aus gründlicher Vertrautheit mit dem literarischen Schaffen der Frühromantik möglich waren. Endlich ist die warmherzige Vorliebe für das christliche Mittelalter bereits vorhanden, die, mit anderen Symptomen, für die Auffassung spricht, daß sich in Heidelberg weit über die Hinwendung zum Mythisch-Religiösen hinaus, bei Görres bereits die Rückkehr zur Kirche vorbereitet, wenn nicht gar vollzogen hat.

Professor Dr. Oskar Vasella (Freiburg/Schweiz) behandelte „Entwicklungsphasen der schweizerischen Reformation".

In der reformationsgeschichtlichen Forschung der Schweiz steht eine gesamtschweizerische Betrachtungsweise gegenüber der Geschichte der Kantone noch stark zurück. Deswegen wird hier der Versuch unternommen, die gemeinsamen Motive der reformationsgeschichtlichen Entwicklung in der Eidgenossenschaft aufzuzeigen, ausgehend von zwei Hauptgedanken: daß Annahme oder Ablehnung des Schriftprinzips eine erste Bildung der Fronten bedingt hat und andererseits die Folgerungen aus diesem Prinzip nur etappenweise praktisch zur Anwendung gelangten, was schließlich allein den Durchbruch der Reformation in den Städten ermöglichen sollte. Die Entwicklung erreichte den Anschluß mit dem absoluten Verbot der Messe. Damit hatte jedoch die eidgenössische Krise ihren Höhepunkt erlangt, was die katholisch gebliebenen Orte zwang, neue Mittel zur Behauptung ihrer Glaubensfreiheit zu suchen.

Professor Dr. Peter Acht (München) erörterte auf Grund eigener Studien „Kanzlei- und Rückvermerke auf den Papsturkunden aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts".

Während des Pontifikats Innozenz' III. werden die Papsturkunden erstmals mit gewissen Vermerken versehen, die einen Einblick erlauben in den Geschäftsgang dieser hochentwickelten Kanzlei. Unter Innozenz nur gelegentlich auftauchend, unter den Nachfolgern immer regelmäßiger verzeichnet, lassen diese Kanzleivermerke eine gewisse Kontrolle erkennen, durch die die Papstkanzlei die einzelnen Stadien der Urkundenausfertigung überwacht und damit allen gleichzeitigen Kanzleien weltlicher und geistlicher Fürsten das Beispiel eines bereits mit modernen Mitteln arbeitenden Kanzleiapparates bietet. Es handelt sich hierbei um den Namen des Urkundenschreibers, der nach Art einer Unterschrift auf der Plica abgekürzt niedergeschrieben ist, um Kontrollzeichen am Urkundenrand von der Hand eines Notars oder seines Gehilfen, um symbolische Zeichen auf der Rückseite der Urkunden, mit denen der Empfänger oder der Prokurator als sein Beauftragter gekennzeichnet werden, und um die Anschrift des Empfängers oder die Bezeichnung seines Ordens oder seiner Diözese. Vermerke über den Registereintrag und Taxangaben (seit Mitte des 13. Jhd.) treten hinzu. Die Kanzleivermerke verschaffen uns zugleich auch eine Übersicht über das Personal der wichtigsten Behörde der kurialen Verwaltung. Ihre Sammlung und Bearbeitung dürfte unsere Kenntnis von den eigentlichen Arbeitskräften der Papstkanzlei beträchtlich vermehren. Der Westfale Diekamp hat als erster auf die Bedeutung derartiger Vermerke für alle Zweige des päpstlichen Urkundenwesens hingewiesen; Paul Maria Baumgarten hat ihre Sammlung und Beurteilung für das Spätmittelalter besonders empfohlen. Hand in Hand mit der von dem Italiener Bartoloni vorgeschlagenen Sammlung aller Papsturkunden von 1198 bis 1417 und unterstützt von der durch Leo Santifaller begonnenen Herausgabe der Register Innozenz' III. soll die vorgesehene Bearbeitung dieser Vermerke, die sich auf den umfangreichen Bestand an spätmittelalterlichen Papsturkunden des Bayer. Hauptstaatsarchivs in München und auf eine größere Sammlung von Photokopien stützt, dazu beitragen, unsere Kenntnis von Personal und Geschäftsgang der Papstkanzlei über Kanzleiordnungen und Register hinaus auch durch die Originale zu ergänzen.

Den Abschluß bildete der Vortrag von Stadtarchivar Dr. Jürgen Sydow (Regensburg): „Die kuriale Verwaltung im Zeitalter Bernhards von Clairvaux".

Die Annahme des Namens curia romana für die päpstliche Verwaltung unter Urban II. bedeutet eine grundsätzliche Strukturänderung der römischen Behörden; die z. T. noch aus der Spätantike stammenden Einrichtungen genügten den neuen Aufgaben des Papsttums, dessen Bedeutung und Einfluß sich erheblich erweitert hatte, nicht mehr und wurden durch Ämter ersetzt, die aus dem weltlichen Bereich der romanisch-germanischen Staatenwelt stammten.

Eines der wichtigsten Organe wurde die päpstliche Kammer, der die Finanzverwaltung übertragen war. Bis um 1120 war sie mit Cluny eng verbunden und wurde bald zu der wichtigsten Hofbehörde, der auch der päpstliche Haushalt unterstellt war. Welche Stellung das Amt sich erringen konnte, zeigt die Bedeutung des Kardinals Boso unter Hadrian IV. Neben der Kammer wurden in der ersten Hälfte des 12. Jhds. auch die übrigen germanischen Hofämter (Truchseß, Mundschenk, Marschall) an der Kurie übernommen.

Der Zeit Urbans II. entstammt auch die Konstituierung des Konsistoriums, der Ratsversammlung des Papstes mit den Kardinälen, die mehr und mehr die alte römische Synode ersetzte. Schon bald zwang der Strom der Geschäfte dazu, die Vorverhandlungen einzelnen Kardinälen oder Kardinalskommissionen zu übertragen, in denen die Keime der heutigen römischen Kongregationen zu sehen sind.

Am Dienstag, dem 6. Oktober, eröffnete die Sitzung Staatsarchivrat Dr. Edgar Krausen (München) mit einem Referat über „Neue Forschungen zur Geschichte der Zisterzienser unter besonderer Berücksichtigung ihrer Sonderformen auf dem Gebiet der Wirtschaft und der Kunst in Bayern".

Die 800. Wiederkehr des Todestages Bernhards von Clairvaux hat in erstaunlichem Ausmaß über den engeren kirchlichen Raum hinweg zu einer Beschäftigung mit dieser Persönlichkeit und der Einflußsphäre des erst durch sie zur Geltung, ja zur Weltgeltung gebrachten Zisterziensertums geführt. Auf dem an Pfingsten zu Dijon von der dortigen Association Bourguignonne des Sociétés Savantes veranstalteten Kongreß erhellte Robert Folz (Dijon) das Dunkel, das bisher um die Anfänge von Cîteaux lag, die Frage des Auszugs eines Teils des Konvents von Molêsme mit Abt Robert an der Spitze aus ihrem keineswegs als korrupt oder sittlich verdorben anzusprechenden Kloster, sondern weil sie dort ihr Ideal, das der Befolgung der Regel Benedikts, nach ihrer ursprünglichen Idee nicht verwirklichen zu können glaubten. Das damalige Kirchenrecht kannte noch nicht den Übertritt von einem Kloster in ein anderes mit einer strengeren Observanz als eine religio sanior. Die Einflußnahme Bernhards auf die frühen Niederlassungen des Ordens auf deutschem Boden konnte in jüngster Zeit sowohl durch die Wissenschaft des Spatens wie durch feinsinnige Studien von Ferdinand Geldner (München) neue Beleuchtung erfahren. Durch Grabungen in Himmerod, dem „deutschen Clairvaux", ließ sich in den Jahren 1951/52 die ursprüngliche Form des Ostteils der ersten romanischen, 1178 geweihten Kirche feststellen (gerader Chorabschluß, von K. H. Esser als bernhardinischer Grundrißtyp bezeichnet, wie er auch in Clairvaux angewandt wurde). Die Persönlichkeit des ersten Abtes der fränkischen Zisterze Ebrach, Adam, als eines besonderen Vertrauten Bernhards von Clairvaux, läßt sich nunmehr klarer umreißen. Die Wirtschaftsformen der schon unter Abt Adam zu Ansehen und Einfluß kommenden Abtei waren gleich denen der nachfolgenden Ordenshäuser innerhalb des heutigen Bayern den vorgefundenen Gegebenheiten angepaßt; für Rodungen größeren Umfangs bestand im Gegensatz zu den noch nicht erschlossenen Gebieten östlich der Elbe, in die die „weißen Mönche" gerufen wurden, kein Anlaß — Waldsassen ausgenommen. So hielten die bayerisch-fränkischen Zisterzienserklöster auch nur in beschränktem Maße an dem Ordensideal der Eigenwirtschaft fest. Sonderformen entwickelten sich bei ihnen aber auch auf dem Gebiete der Kunst, wo es mitunter zu einem interessanten Widerspiel von burgundisch-zisterziensischen Bauformen und den Baugepflogenheiten des Landes kam (u. a. Fehlen eines Querschiffs, fünf Chorabsiden in Bildhausen und Waldsassen, Hirsauer Einflüsse bei Heilsbronn, Regensburger bei Walderbach; — Einzelheiten hierüber in des Verfassers Studie „Die Klöster des Zisterzienserordens in Bayern", 1953).

Besonderem Interesse begegneten die Ausführungen von Herrn Stadtarchivdirektor Dr. habil. Joseph Prinz (Münster) über „Moderne Stadtgeschichtsforschung und die Entwicklung der Stadt Münster".

Die von Nikolaus Kindlinger vor mehr denn 160 Jahren eingeleitete Erforschung der Frühgeschichte Münsters hatte sich bislang darauf beschränkt, aus den örtlichen Gegeben-

heiten eine Entwicklung der Stadt nachzuzeichnen, die bei der karolingischen Domburg an der Stelle eines altgermanischen Heiligtums begann, und bei der Ummauerung der im 12. Jahrhundert um diese Domburg auf dem Grund und Boden, wie man meinte, von vier alten Höfen sich entwickelnden Stadt endete.

Die außerhalb Münsters in den letzten Jahrzehnten so erfolgreich vorangetriebene Erforschung des Frühstadiums der (deutschen) Stadt durch Rörig, Planitz, Pirenne u. a. hat längst den Weg freigemacht zu einer über den rein topographischen Befund und eine mehr oder weniger phantasievolle Ausdeutung der schriftlichen Überlieferung hinausführende Betrachtungs- und Darstellungsweise. Diese Erkenntnisse der europäischen Stadtgeschichtsforschung auf Münster angewandt zeitigen folgendes Bild des Werdens und Wachsens der „Metropolis Westfaliae":

Wie anderwärts stehen auch hier Bischofsburg (Immunität) und Kaufmannswiek am Anfang der Entwicklung. Spuren einer vorkarolingischen Siedlung bzw. Befestigung, die an die nachgewiesenen spärlichen spätlatènezeitlichen Siedlungsreste an der Aa anzuknüpfen wäre, sind bislang nicht nachweisbar. Von einer germanischen Großstadt (Vorort nach B. Ortmann) findet sich keine Spur. Das Areal der späteren Stadt wurde ausweislich der spätmittelalterlichen Grundzinse (Wortgelder) von den Kämpen und Feldern des domkapitularischen Brockhofes und des Doppelhofes Eschhus/Niesing sowie des bischöflichen Lehnshofes Browering eingenommen, deren Flurnamen teilweise noch bekannt sind. Links der Aa gehörte fast alles Land zum bischöflichen Bispinghof. Nur nördlich und nordöstlich der Domburg läßt sich kein altes Bauernland mehr nachweisen. Hier lag auch die älteste Kaufmannswiek! Der Ansatzpunkt derselben war die am Nordrand der Domburg entlangführende friesische Handelsstraße, die von Deventer und Emden kommend durch die alte Mimigernefort die Aa überquerte, über Spiekerhof und alten Steinweg usw. über Beckum (hier die Bezeichnung Friesenstraße) in das Hellwegsalzgebiet um Soest bzw. nach Paderborn und in das Erzgebiet um die Eresburg führte. Im Schnittpunkt dieser Fernstraße mit den von Köln und dem Niederrhein herankommenden und sich hier bündelnden Fernstraßen nach dem Norden entstand die St.-Lamberti-Kirche. Das Patrozinium derselben und ebenso die Begabung des 1040 links der Aa gegründeten Marienklosters (Überwasser) mit Gütern in Hervès (B. Lüttich) und mit Zehnten in Friesland lassen die Ausrichtung der ältesten Münsterschen Kaufmannschaft noch erkennen. Auf dem im Winkel der genannten Straßen gebildeten Markt stand auch die bischöfliche Münze, deren Tätigkeit seit etwa 1000 nachzuweisen ist. Die ersten Ansätze der Kaufmannssiedlung reichen sicherlich auch bis in diese Zeit zurück.

Aus ihr entwickelte sich im Laufe des 11. Jahrhunderts durch den Zuzug auch von Nichtkaufleuten bzw. Handwerkern die erste civitas Münster, die bei der Eroberung der Domburg durch den Herzog von Sachsen im Jahre 1121 zwar zugrunde ging, dann aber offensichtlich planmäßig erweitert und rund um die Domburg herumgeführt wurde, wobei an deren Ostseite ein neuer Marktplatz mit dem Rathaus (domus civium) und dem dahinter verlegten Judenghetto angelegt wurde. Die Schwurgemeinschaft der Kaufleute und sonstigen (handwerklichen) Einwohner, deren Existenz sich in dem erstmalig um 1214 aufgezeichneten Stadtrecht noch kundtut (Planitz), reicht gewiß auch in Münster bis in das frühe 12. Jahrhundert zurück. Der Umfang dieser älteren civitas Münster läßt sich aus den winkeligen Gassen (Harsewinkelgasse usw.) noch eindeutig aus dem Stadtplan ablesen. Die erst im letzten Drittel des 12. Jahrhunderts neu gegründeten Pfarrkirchen St. Ludgeri, St. Servatii und St. Martin liegen alle außerhalb dieses Beringes. Die Ablösung der Vogteirechte des Stiftsvogtes, des Grafen von Tecklenburg, in den fünfziger Jahren gab dann den Weg frei für eine sprunghafte Aufwärtsentwicklung der Stadt, die nun rasch den Umfang gewann, der durch den seit dem Ende des Jahrhunderts einsetzenden Mauerbau bis ins 19. Jahrhundert hinein gültig blieb. Erst jetzt (um 1200?) wurde auch das suburbium Überwasser, das bis dahin eine eigene Kommune gebildet hatte, in die Stadt einbezogen, behielt aber seine kommunale Selbständigkeit. Ebenso behielten die alten Höfe Bispinghof, Brodering und Eschhus ihre in die vorstädtische Zeit zurückreichende Immunität und rechtliche Sonderstellung, die erst dem Rationalismus des 18. Jahrhunderts und der Bürokratie des 19. Jahrhunderts zum Opfer gefallen sind.

Die Sitzung wurde beschlossen durch einen interessanten Forschungsbericht von Dr. Konrad Repgen (Rom): „Zur Instruktion und Politik des Kardinallegaten Ginetti".

Der Protest des Hl. Stuhles gegen den Westfälischen Frieden wird heute im allgemeinen als „notwendig" angesehen (Döllinger, Hergenröther, Pastor, Eckardt). Eines der Hauptargumente dafür ist die Rankesche Interpretation der Instruktion für den Kardinallegaten Ginetti zum Kölner Kongreß (1636).

Ausgehend von der bisher unbekannten Hauptinstruktion für Ginetti versuchte der Referent zu zeigen, daß die Interpretation Rankes dem politischen Wollen Urbans VIII. und seiner Politik nicht gerecht wird. Die Instruktion ist vielmehr von der Politik des Nach-

gebens diktiert, die auch die kuriale Haltung im Kölner Kongreß bestimmt hat. Daher kann der schließliche Protest von 1648 nicht als „notwendig" angesehen werden. Alles spricht dafür, daß Urban VIII. sich in der Situation von 1648 anders entschieden hätte als sein Nachfolger Innozenz X.

Johannes Spörl

4. Sektion für Altertumswissenschaft

Seit der Würzburger Tagung hat sich das Interesse der Sektion vornehmlich der Spätantike zugewandt. Dies zeigt sich zunächst in der Wahl der Themata, die auf den beiden letzten Tagungen behandelt wurden. In Münster wurden folgende, zahlreich besuchten Vorträge gehalten:

A. H. Armstrong (Liverpool): Der Begriff des Unbegrenzten in der Philosophie Plotins und seine Bedeutung für das christliche Denken.

Die Idee eines unbegrenzten, unendlichen, unbestimmten Elementes in der Wirklichkeit geht auf die ersten Anfänge der griechischen Philosophie zurück: aber Plotin ist der erste griechische Philosoph, der überhaupt den Versuch unternimmt, in irgend genauer Weise herauszuarbeiten, in welchen Bedeutungen das Prädikat „unendlich" von der Gottheit ausgesagt werden kann; und die Schlüsse, zu denen er kommt, sowohl hinsichtlich der Unendlichkeit Gottes als auch hinsichtlich der Unendlichkeit der Materie, haben das christliche Denken beeinflußt und sind nicht ohne Interesse für die christlichen Philosophen und Theologen unserer Tage. Plotin und die kleine Gruppe von bewußten und entschiedenen Christengegnern, deren zentrale und größte Gestalt er war, leisteten hier, wie auch in mancher anderen Hinsicht, der Sache Christi unbewußt einen großen Dienst, indem sie das griechische philosophische Denken in eine Form brachten, die für die Christen brauchbarer war als irgendeine der früheren Formen.

Hans Ulrich Instinsky (Mainz): Kaiserinthronisation und Bischofsinthronisation in vorkonstantinischer Zeit.

Der Prozeß gegenseitiger Einflußnahme von Kirche und Welt in der Frühzeit des Christentums wurde an dem Beispiel der ‚Einsetzung' des Kaisers und des Bischofs aufgezeigt. Die Forschung hat hier noch eine große Aufgabe vor sich; der Vortragende beschränkte sich deshalb auf die reine Darstellung der Entwicklung. Den erhöhten Sitz, das Tribunal, kennen schon die Römer: der Richter sitzt kraft seines Amtes, das Überschau und Sichtbarkeit verlangt, erhöht. Aber das hat nichts mit der Erhöhung seiner Person als solcher zu tun. Der Versuch, diese Gleichstellung zu durchbrechen, wird zuerst von Kaiser Caligula gemacht, scheitert aber am Widerstand des Senats. Eine ausgeprägte Form der Kaiserinthronisation läßt sich am Ende des 2. Jahrhunderts bei Commodus und Pertinax erkennen. Auf kirchlicher Seite ist ein höchst interessanter Versuch von Paulus von Samosata, dem Bischof von Antiochia, Mitte des 3. Jahrhunderts gemacht worden. Aber die Erhöhung, die er für seinen Thron in Anspruch nahm, wurde ihm von der Synode verwehrt und als eines Dieners Christi unwürdig bezeichnet. Ob das der erste Versuch dieser Art ist, muß offen bleiben, damit auch die Frage der Priorität. Soviel ist sicher, daß wir hier in die Anfänge einer Entwicklung vorstoßen, die auch heute noch eine gültige Form darstellt und sich als Selbstverständlichkeit in mehreren sprachlichen Wendungen niedergeschlagen hat.

Josef Fink (Münster): Noë der Gerechte im Bild der frühchristlichen Kunst.

Die frühchristliche Ikonographie kann nicht durch Gesamtdeutungen der alten Kunst, sondern nur durch Einzeluntersuchung eines jeden Bildtypus gefördert werden. Am Beispiel des Noëbildes entwickelte der Vortragende eine Methode, in der Bildbetrachtung, Formenanalyse, literarische und historische Untersuchung zusammenwirkten, um Ursprung und Bedeutung, Form- und Sinnwandel des Bildes zu klären. Es ergab sich ein Zusammenhang des in Rom verbreiteten Noëbildes (Noë in der Ein-Mann-Arche) mit dem im 3. Jahrhundert lebhaft erörterten Bußgedanken, dessen literarische Behandlung die auf Ezechiel zurückgehende Vorstellung vom Noë iustus stark herausstellte. Die abweichenden Bilder, die den Genesisbericht mit Sintflut, Arche, Noë und Familie illustrieren, wurden als Hintergrund des Themas angedeutet, aber nicht behandelt. Sie folgen einer anderen künstlerischen und literarischen Tradition als das römische Noëbild und verdienen eine eigene Untersuchung.

Außer diesen im Tagungsprogramm angekündigten Vorträgen fanden, dank eines besonderen Entgegenkommens, noch folgende beiden Vorträge statt:

Heinrich Lausberg (Münster): Kikero oder Tsitsero? Zur Aussprache des lateinischen c.

Die geographische Verteilung sprachlicher Erscheinungen ist die versteinerte Ablagerung der Sprachgeschichte in der Gegenwart: die Sprachgeographie ist — für den, der sie zu deuten versteht — oft aufschlußreicher als die schriftliche Überlieferung. So ergibt die sprachgeographische Betrachtung auch die chronologische Reihenfolge der Aussprachen des lat. c in Cicero, centum usw. Der älteste Typ Kikero ist auf Rückzugsgebiete beschränkt: er findet sich in Sardinien (Zentralmundarten und Logudor) und im älteren lat. Lehnwortgut der Randsprachen (German., Kelt., Bask., Berber., Griech., Alban.). Das erste Stadium der Palatalisierung kjikjero (tjitjero, etwa wie in deutsch tja) liegt heute nirgendwo mehr vor (vielleicht konnte aber Th. Gartner, Handb. d. rätorom. Sprache . . ., 1910, p. 188 diese Lautung noch in Pinzolo und Mezzana-Sulzberg hören). Die nächste Entwicklungsstufe tschitschero (etwa wie in Peitsche) ist geographisch in teils kompakten, teils getrennten Schollen erhalten: sie findet sich in Sardinien (Campidano), in Süd- und Mittelitalien, im Rumän., in Teilen Norditaliens, im Rätorom., im Pikard. sowie spurenweise (in Ortsnamen usw.) in Nord- und Südspanien. Als jüngste Lautung erweist sich der geographisch völlig kompakte Typ tsitsero, der in Norditalien, in Gallien und auf der iber. Halbinsel vor- oder zugrundeliegt. Die geographische Verbreitung zeigt, daß alle diese Entwicklungsstufen im 5. Jahrhundert ungefähr in ihrer heutigen geographischen Verteilung vorlagen.

Die deutsche Kirchen- und Schulaussprache tsitsero ist ein Ableger des galloroman. Typs. Auch die alten deutschen Humanisten haben trotz ihres stilistischen Ciceronianismus an ihr festgehalten: sie repräsentiert die lebendige Überlieferung des Lat. in Deutschland: diese Aussprache ordnet sich in die internationale Praxis (in der heute tschitschero vorherrscht) als allgemeinverständliche Aussprache des Lat. ein. Sie liegt ja im übrigen auch dem deutschen Fremdwortschatz als einzige zugrunde. Erst die Überzeugung vom endgültigen Niedergang der praktischen Beherrschung des Lat. ermutigte mitteleuropäische Kikerones des 20. Jahrhunderts zu einer historisierenden phonetischen Reform der (eben damit von der lebendigen Kirchensprache sich trennenden) Schulaussprache, die — quousque — als kulturhistorisches, unpraktisches Kuriosum zu beurteilen ist.

Hans Erich Stier (Münster): Untergang und Wiedererstehung Europas in der Spätantike.

Am Vergleich mit den von der klassischen Antike geschaffenen Wertordnungen, in denen anders als im Orient der Mensch überall im Mittelpunkt steht, gibt sich die mit dem 3. Jahrhundert n. Chr. zum Siege gelangende Epoche der orientalisierten Spätantike, in der der Mensch wie im Orient als Objekt, als Untertan etc., erscheint, als Untergang des antiken ‚Europas' zu erkennen und nicht nur als Übergang zum Mittelalter. Das in allem Wesentlichen einheitliche kulturelle und politische Bild der Spätantike in Ost und West trennt sich infolge der Auswirkungen der großen dogmatischen Auseinandersetzungen im Christentum seit dem Konzil zu Nicäa allmählich wieder in eine östliche und eine westliche Hälfte. ‚Europa' als Gegenspieler des Orients ersteht zuerst neu als lateinische Christenheit, die sich von der östlichen, griechisch-‚orthodoxen', immer stärker abhebt, bis der Bruch mit der Errichtung des abendländischen Kaisertums Karls d. Gr. endgültig wird. Nicht bereits die Tatsache der Christianisierung der heidnischen Antike, sondern erst der geistige Kampf um die Reinheit der christlichen Lehre ist die große Wende geworden, die zur Rettung und Wiedererstehung Europas als besonderer Erscheinung im Bilde der Menschheit führen sollte.

Franz Beckmann

5. Sektion für die Kunde des christlichen Orients

In der Sektionssitzung am 5. Oktober, welche laut Anwesenheitsliste 25 Teilnehmer besuchten, erhielt der als Generalsekretär des Corpus Scriptorum Christianorum Orientalium weltbekannte und durch sein eigenes wissenschaftliches reiches Schrifttum hochverdiente Gastredner aus Belgien einen herzlichen Willkomm-Gruß. Im Anschluß an sein allgemein mit Interesse und Dank aufgenommenes Referat sprach der Vorsitzende kurz über Aufgaben und Ziele der seit 1951 bestehenden Sektion, zu deren Er-

füllung er die Mithilfe der Vertreter derjenigen Disziplinen anrief, welche die Belange des christlichen Orients irgendwie berühren (allgemeine Orientalistik, Geschichte der Ostkirchen, Patristik im weitesten Sinn, alt- und neutestamentliche Wissenschaft, Liturgiegeschichte, Kulturgeschichte, christliche Archäologie), und empfahl zu diesem Zweck auch die Gewinnung und Förderung von Mitarbeitern aus der akademischen Jugend.

Georg Graf

Josef Molitor (Bonn): Die Wirksamkeit des georgischen Mönchtums außerhalb der Landesgrenzen.

Ein typischer Zug des georgischen Mönchtums ist sein Glaube an die Verdienstlichkeit der freiwilligen Heimatlosigkeit um Christi willen als höhere Form des Eremitenlebens. Die Folge davon ist seine ungemein große Verbreitung in allen wichtigen Zentren der alten Christenheit.

So finden wir georgische Mönche und Pilger schon früh in Palästina, anhebend mit Peter dem Iberer, der dort die ersten Klöster für seine Landsleute gründet. Das Heilig-Kreuzkloster, erbaut von Georg Prochorus, wird die Hochburg des georgischen Mönchtums im Hl. Land. Auch auf dem Sinai besitzt es bereits seit dem 7. Jahrhundert eine zahlreiche und eifrige Kolonie wissenschaftlich gebildeter Aszeten, welche die Bibliothek des Katharinenklosters mit einer Fülle auserlesener Handschriften bereichern.

In Syrien spielen georgische Mönche erst im 11. und 12. Jahrhundert eine maßgebliche Rolle; hier mögen vor allem die Einsiedeleien auf dem Schwarzen sowie dem Wunderbaren Berge zu Antiochien genannt sein mit Ephräm dem Jüngeren und Georg dem Klausner.

Von hier aus spinnen sich die Fäden zum Athosberge wechselseitig hin und her, auf dem Johannes der Hagiorite und sein Vetter Thornik um 980 das berühmte Kloster Iwiron errichtet haben. Johann, sein Sohn Euthymius und deren Biograph und Nachfolger Georg der Hagiorite sind die wahren Schöpfer der religiösen Literatur der Georgier, also vom Auslande her, geworden.

Heute sind alle auswärtigen Klöster für das Georgiertum verloren. Geblieben ist aber die Aufgeschlossenheit seiner Kirche für das abendländische Christentum römisch-katholischer Prägung.

René Draguet (Louvain): Gegenwärtiger Stand der Forschung auf dem Gebiet der altchristlichen orientalischen Literaturen. Neue Ziele und neue Hilfsmittel.

Der Bericht zieht die Bilanz der Beiträge, die seit 1945 von den Forschern der nichtorientalischen Länder zu unserem Wissen um die altchristliche arabische, koptische, armenische, äthiopische, syrische und georgische Literatur geleistet worden sind. Die Bilanz ist im ganzen gesehen befriedigend, sind doch eine imponierende Reihe von Texten und Arbeitswerkzeugen den Forschern zur Verfügung gestellt worden. Die wissenschaftliche Arbeit fand ihren Niederschlag in den Sammelwerken und in den Fachzeitschriften und vor allem in dem Corpus Scriptorum Christianorum Orientalium der Universitäten von Löwen und Washington. Diese Sammlung ist dank der Zusammenarbeit von Gelehrten verschiedener Länder um 25 Bände bereichert worden. Der Bericht befaßt sich besonders mit den neuen Arbeitswerkzeugen (Fotos der Handschriftenbestände vom Sinai und von Jerusalem, Wiederherstellung der Löwener Fotosammlungen koptischer Handschriften, Handschriftenkataloge, Handschriftenalbums im Dienste der Paläographie, Geschichten der morgenländischen Literaturen, Konkordanz des sahidischen Neuen Testamentes, Wörterbücher und Grammatiken). Um einen kleinen Einblick in die gegenwärtige Zielsetzung der Forschung zu geben, bietet der Berichterstatter eine lange Liste der Arbeiten über die genannten sechs Literaturen, um die das Bemühen der Mitarbeiter des Corpus SCO in den verschiedenen Ländern gegenwärtig kreist: in Belgien, Deutschland, Frankreich, Italien, England, Schweden, Ägypten und in den Vereinigten Staaten von Amerika. Zum Schluß unterstreicht der Berichterstatter die große Bedeutung der orientalischen Studien von dem doppelten Blickpunkt der allgemeinen und der christlichen Kultur und gibt dem Wunsche Ausdruck, daß an den Universitäten Forscher herangebildet werden möchten, die das ungeheure Arbeitsfeld in Angriff nehmen, das sich auf diesem Gebiet allmählich abzeichnet.

6. Sektion für Rechts- und Staatswissenschaft

Helmut Ridder (Frankfurt/M): Rechtsprobleme der Europäischen Verfassung.

Die Zahl der Alternativen für eine Europäische Verfassung ist sehr begrenzt, da auf den bereits vorhandenen staatlichen, zwischenstaatlichen und „überstaatlichen" Organisationskernen aufgebaut werden muß. Der Schwarmgeisterei esoterischer Zirkel, die aus der Asche des Mittelalters ein anachronistisches „Europäisch-abendländisches Imperium" o. ä. ins Leben zurückrufen möchten, sollte von vornherein mit Festigkeit entgegengetreten werden. Wie der heutige parlamentarisch-demokratische Vielparteienstaat ununterbrochen von der (nationalen) öffentlichen Meinung legitimiert sein muß, wird jedes europäische Gemeinwesen auf die Dauer nur bei permanenter demokratischer Legitimierung durch das europäische Publikum existieren können. Der demokratische Legitimationsstrom kann sich erfahrungsgemäß im Staat nur dann in wirklichkeitsnahen und vernünftigen politischen Forderungen niederschlagen, wenn er zweigeteilt durch das institutionelle Verfassungsgefüge und daneben in voller Freiheit verläuft. Im Staat war zunächst das institutionelle Gefüge da; danach mußte die Freiheit des anderen Zweiges gesichert werden. Im werdenden Europa gibt es mindestens keimhaft bereits eine „europäische öffentliche Meinung"; sie bedarf der Korrektur durch ein institutionelles Gefüge. Deshalb wäre schon ein beträchtlicher Fortschritt erreicht, wenn die gegenwärtigen Projekte zur Schaffung einer „Politischen Gemeinschaft" des „Kleinen Europa" der sechs Montanmächte in antizipierter Erfüllung des Art. 38 des EVG-Vertrags wenigstens die Einrichtung der geplanten „Völkerkammer" brächten, selbst wenn diese vorerst nur ein Diskussionsforum ohne rechtsrelevante Entscheidungskompetenzen wäre.

Im Gesamtzusammenhang der europäischen Integrationsarbeit seit 1945 sind die unter den Auspizien des Europa-Rates stehenden Einigungsversuche auch bezeichnend für eine neue Phase der Bemühungen, unter dem dominierenden „Atlantischen Stern" zu genuin europäischen Bildungen zu gelangen.

Die Bezeichnung der Montan-Union und der geplanten „Politischen Gemeinschaft" als „supranationale Gemeinschaften" ist mißverständlich. Offensichtlich sind die teilnehmenden Staaten noch nicht gewillt, den festen Boden traditioneller Staatlichkeit preiszugeben. Sie verlagern im wesentlichen nur solche Aufgaben auf einen neben ihnen stehenden Träger, die ihnen als Wirtschaftsverwaltungs- und Wohlfahrtsstaaten aus der ehemals „staatsfreien Sphäre" seit dem 19. Jahrhundert zugewachsen sind.

Walter Hagemann (Münster): Die Europa-Idee bei Briand und Coudenhove-Kalergi, ein Vergleich.

Als der französische Außenminister Briand am 5. 9. 1929 vor der Völkerbundversammlung seinen Plan einer europäischen Föderation entwickelte, war die paneuropäische Bewegung des Grafen Coudenhove-Kalergi bereits sechs Jahre alt. In bestechender Formulierung und streng systematischem Aufbau hatte Coudenhove seine Ideen in zahlreichen Reden, Aufsätzen, einer eigenen Zeitschrift und vor allem in seinem Buch „Pan-Europa" entwickelt: die politische und wirtschaftliche Integration Europas unter eigenen Exekutiv- und Legislativorganen. Er hatte damit starken Widerhall vor allem in den Ländern Zentraleuropas gefunden. Scheinbar ohne Zusammenhang mit dieser Aktion Coudenhoves brachte Briand zur Überraschung selbst der eingeweihten Kreise in der Genfer Septemberversammlung 1929 seinen eigenen Europaplan vor, der sich freilich in wesentlichen Punkten von den Ideen Coudenhoves unterschied: Keine Beeinträchtigung der nationalen Souveränität, keine Ausgliederung aus dem Völkerbund, nur schrittweise Angleichung der bestehenden wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse, Rücksichtnahme auf die besonderen Sicherheitsbedürfnisse einzelner Staaten. Frankreichs Verbündete stimmten dem Plan vorbehaltlos zu, die Neutralen übten wohlwollende Zurückhaltung, England wandte sich gegen die drohende Untergrabung der weltumspannenden Funktionen des Völkerbundes, und die Mittelmächte machten gegen eine weitere Verstärkung des französischen Sicherheitssystems Front. Briands Projekt fand in den Genfer Kommissionen ein stilles Ende, Coudenhove-Kalergis Ideen verloren nach 1933 ihre Zugkraft.

Die heutigen Straßburger Einrichtungen, vor allem aber das europäische Verfassungsprojekt, versuchen eine Synthese zwischen den Träumen der Idealisten und den Notwendigkeiten der praktischen Politik.

Horst Kusch (Leipzig): Lateinische Quellen aus der Zeit Ludwigs des Bayern.

Der Vortrag berichtete über ein Forschungsunternehmen der Universität Leipzig, dessen Ziel es ist, eine Reihe wichtiger lateinischer Schriften und Urkunden aus der Zeit Ludwigs

des Bayern mit an die Seite gestellter deutscher Übersetzung, philologisch-historischem Kommentar, Einleitung und Wortindex herauszubringen. In absehbarer Zeit erscheinen der Planctus ecclesiae in Germaniam des Regensburger Kanonikers Konrad von Megenberg (mit der Sachsenhäuser Appellation als Anhang), der Defensor pacis des Marsilius von Padua und eine Sammlung von Urkunden, die in das Städtewesen zur Zeit Ludwigs Einblick geben. — Der Referent, der Mitherausgeber ist, und die philologische Seite des Unternehmens betreut, erläuterte die Quellenverhältnisse des Planctus und Defensor pacis und skizzierte einige aus dem Urkundenmaterial sich ergebende Fragestellungen. — 1. Im Gegensatz zu R. Scholz wird versucht, den im gewissen Sinne konservativen Standpunkt Konrads im Planctus als Ergebnis einer Auseinandersetzung mit der zeitgenössischen ekklesiologischen Literatur zu begreifen. Konrad spielt oft, worauf noch nicht aufmerksam gemacht worden ist, auf das nur wenige Jahre ältere Werk De planctu ecclesiae des Franziskanerkonventualen und päpstlichen Poenitentiars Alvaro Pelayo an. Alvaro Pelayo bringt seinen Standpunkt nicht auf einen Nenner, ist Papalist und Spiritualist zugleich. Sein Werk enthält u. a. eine Auslegung der Klagelieder des Jeremias, einen ausführlichen Lasterkatalog, allegorische Beschreibungen der ecclesia und diatribenhafte Elemente. 2. Die Quellenverhältnisse des Defensor pacis sind schwierig. Nur wenige Gedanken dieses berühmtesten Werkes des 14. Jahrhunderts, das reformieren, nicht aber revolutionieren wollte, sind neu. Hauptquellen sind das Neue Testament (weniger das Alte Testament) und Aristoteles. Marsilius kennt Augustinus, Hieronymus, Gregor den Großen, die Werke der Legisten, Kanonisten und Theologen der verschiedenen Schulen. Ohne Zweifel haben auch Dante, die Franziskaner und Waldenser den Defensor pacis beeinflußt. Der Radikalismus des Marsilius wird verständlich, wenn der Defensor pacis in die verschiedenen Strömungen des 14. Jahrhunderts hineingestellt wird. 3. Es werden Urkunden ausgewählt und kommentiert, die für das Städtewesen zur Zeit Ludwigs aufschlußreich sind. Das Thema mußte dabei zeitlich erweitert werden, rückwärts bis zu Rudolf, vorwärts bis etwa zum Jahre 1400. Um tiefer in die Sache einzudringen, werden lateinische Historiker, Städtechroniken, aber auch Rats- und Polizeiverordnungen ergänzend herangezogen. Aus der Fülle der Erscheinungen behandelte der Referent an Hand des Urkundenmaterials: die Verhältnisse auf dem Markt, das Verhältnis der Meister zu den Gesellen, des Handwerks zum Patriziat, der Städte zu den Rittern, der Städte zur Kurie und Gastgeistlichkeit.

7. Sektion für Wirtschafts- und Sozialwissenschaft

Die Arbeitsgemeinschaft der Wirtschafts- und Sozialethiker und Nationalökonomen war von rund 40 Personen besucht. Es hatten sich auch einige Gäste aus dem Ausland eingefunden, so u. a. Professor. Dr. Baerwald, New York, und Professor Dr. Büchner, Zürich. Die beiden Referenten stellen folgendes Kurzreferat ihrer Vorträge zur Verfügung:

Joseph Höffner (Münster): Der personale Faktor in der Sozialpolitik und in der Sozialversicherung.

Sozialwissenschaftler und Sozialpolitiker sind sich darin einig, daß eine Reform des Systems der Sozialpolitik, insbesondere der Sozialversicherung, notwendig ist. Es wäre jedoch verhängnisvoll, die Hauptaufgabe dieser Reform in der bloßen Verwaltungsvereinfachung zu sehen oder gar — unter Zurückdrängung der persönlichen Verantwortung und Vorsorge — der neuen Heilslehre einer totalen, vom Staat zu schaffenden „sozialen Sicherheit" zu verfallen.

Da eine sinnvolle Sozialpolitik vom gesellschaftlichen Ordnungsbild, also letztlich vom Menschenbild bestimmt wird, kommt dem personalen Faktor die entscheidende Bedeutung zu. Der Mensch selber ist der Erstverantwortliche für seinen und seiner Familie Unterhalt. Der Staat dient der sozialen Sicherheit dadurch am besten, daß er die persönliche Verantwortung seiner Bürger, das Sorgen und Vorsorgen der Familie und anderer kleinerer Lebenskreise sowie die genossenschaftliche Selbsthilfe anerkennt und fördert. Die „Hilfe zur Selbsthilfe" verdient sozialpolitisch den Vorzug vor der „Ver-Rentung" des Volkes. Da jedoch in der modernen Gesellschaft der größte Teil der Berufstätigen im abhängigen Lohn-, Angestellten- und Beamtenverhältnis steht und nicht über den bergenden Schutz eines ausreichenden Vermögens verfügt, ist die Pflicht-Mitgliedschaft in gesetzlich errichteten Sozialversicherungen notwendig. Hier ist jedoch mit besonderer Sorgfalt darauf zu achten, daß die personalen Werte nicht gefährdet werden: anonymer und unpersönlicher Charakter der Sozialleistungen und (damit zusammenhängend) ihre unnötige und mißbräuchliche Beanspruchung, Verletzung des Gewissens der Versicherten, insbesondere in einem nationalen

Universal-Gesundheitsdienst (Ausschluß der freien Arztwahl und der freien Krankenhauswahl und dgl.).

Grundsätzlich abzulehnen ist die totale Staatsversorgung, da sie als krasse Verneinung der Subsidiarität die Selbstverantwortung zerstört und die Freiheit des Menschen bedroht.

Werner Mahr (Karlsruhe): Der ökonomische Faktor in der Sozialpolitik und Sozialversicherung.

Die Beurteilung der Sozialpolitik und Sozialversicherung gemäß dem ökonomischen Prinzip hat sich die Frage zu stellen, ob diese beiden die in sie gesetzten Zwecke erfüllt haben und ob der etwa erreichte Erfolg nicht durch eine übermäßige Beeinträchtigung des Wirtschaftslebens erkauft wurde. Geht man von dem seitherigen Ziel der Sozialpolitik, die Arbeiterklasse zu heben, aus, so wird man den ersten Teil der Frage positiv beantworten. Hält man sich hingegen an das „ewige" Ziel der Sozialpolitik (Sicherung fortdauernder Erreichung der Gesellschaftszwecke), so können sich gerade aus sozialpolitischer Aktivität Steigerungen der politischen und wirtschaftlichen Spannungen zwischen den verschiedenen Schichten der Gesellschaft ergeben, die eine vorsichtigere Beurteilung der Frage erheischen. Auch innerhalb der Sozialversicherung lassen sich trotz ihrer überwiegend positiven Auswirkungen eine Reihe bedenklicher Erscheinungen aufzeigen. Die Anwendung des ökonomischen Prinzips in der Sozialpolitik setzt die Möglichkeit einer wertmäßigen Vergleichung von Aufwand und Erfolg voraus. Sozialpolitik geht letzten Endes auf eine Erhöhung des gesamten Wohlstandes aus, wohingegen für einen rechenhaften Vergleich nur der in Geld meßbare Teil des gesamten Wohlstandes, nämlich der sogenannte wirtschaftliche Wohlstand, genommen werden kann. Je mehr durch die Höherbewertung der Muße in unserem gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Leben und je stärker durch die auf eine Besserung des sogenannten Betriebsklimas ausgehende „kostenlose" Sozialpolitik der Abstand zwischen dem unmeßbaren Gesamtwohlstand und dem meßbaren wirtschaftlichen Wohlstand zu werden scheint, desto weniger läßt sich das auf wirtschaftliches Handeln bezogene ökonomische Prinzip für die Beurteilung sozialpolitischer Maßnahmen in Hinsicht auf ihre letzte Zwecksetzung anwenden. Auch der Unmöglichkeit, die Effektivität sozialpolitischer Maßnahmen exakt zu messen, darf jedoch nicht die Folgerung gezogen werden, daß wirtschaftliche Gesichtspunkte bei der Beurteilung keine Rolle zu spielen brauchten.

An die Vorträge schloß sich eine lebhafte Diskussion an.

Bernhard Pfister

8. Sektion für Kunstwissenschaften

Gesamtbericht

Auf der Würzburger Generalversammlung hatten die Leiter der drei Abteilungen der Sektion beschlossen, auf der nächsten Tagung ein gemeinsames Thema in Kurzreferaten und anschließender Diskussion zu behandeln (s. Jahresbericht 1952, S. 75). Die Frage „Kunst und Wirklichkeit" geht gleicherweise alle Zweige der Kunstwissenschaften an; sie gehört darüber hinaus zu denen, in welchen die Problematik menschlichen Daseins am erregendsten sichtbar wird. Der Verlauf der gemeinsamen Sitzung, für die ein ganzer Vormittag zur Verfügung stand, zeigte, wie anregend und fruchtbar solche Verbindung von Einzelwissenschaften zu einer gemeinsamen Betrachtung sein kann. Es wäre wünschenswert, wenn es einmal gelänge, noch weitere philologische und historische „Fächer" auf diese Weise zusammenzufassen. Damit soll die Notwendigkeit und Möglichkeit von Einzelvorträgen nicht bestritten werden. Beides kann durchaus nebeneinander bestehen; wie denn ja auch in diesem Jahre jede der drei Abteilungen außerhalb der Arbeitsgemeinschaft Einzelvorträge veranstaltet hat. Dieser erste Versuch zeigte zudem, daß es möglich ist, auch für solche Veranstaltungen einen größeren Kreis von Teilnehmern und Hörern zu gewinnen. Er wäre wohl schon diesmal noch größer gewesen, wenn nicht der Leiter der Abteilung für Kunstgeschichte, Prof. Lützeler, wegen einer Studienreise nach Spanien an der Teilnahme verhindert gewesen wäre. Immerhin hat neben den Hörern, die zum größten Teil Ortsansässige waren, eine

Reihe von Hochschullehrern verschiedener Universitäten teilgenommen. Vertreten waren Berlin (Bach, Kunisch), Cambridge (Stopp), Freiburg (Wiora), Köln (Fellerer), Münster (Heselhaus), München (Stöcklein), Tübingen (Moser). Prof. Kunz (Frankfurt) war durch Verkehrsschwierigkeiten im letzten Augenblick verhindert.

Die Teilnehmer äußerten den dringenden Wunsch, daß die Aussprache auf der nächsten Tagung fortgesetzt werden sollte. Es wurde vorgeschlagen, eine sich aus dem diesjährigen Thema ergebende Frage zu behandeln, die schon an mehreren Stellen in der Besprechung aufgetaucht ist: Kunst und Wahrheit.

Zu Beginn der Sitzung gab Hermann Kunisch (Berlin) eine Einleitung, in der er über die Entstehung des Planes berichtete und das Problem in einigen Sätzen umschrieb.

1. Bei dem Verhältnis Kunst und Wirklichkeit geht es um die alte Frage der Nachahmung der Natur in der Kunst. Bis heute begegnen Charakterisierungen wie „lebensvoll, lebensecht, Gestalten von Fleisch und Blut", oder als Gegensatz dazu „lebensfremd, unwirklich, unlebendig, schemenhaft". Darin ist offenbar das Problem entstellt.

2. In der Kunst geht es nicht um „naturgetreue" Wiederholung einer gegebenen Wirklichkeit, sondern um Verwandlung eines Rohstoffes. Der Rang eines Kunstwerkes bestimmt sich bei diesem Vorgange danach, ob der Rohstoff aus zufälligem Tatsachenmaterial besteht oder aus dem einem tieferen Blick sich enthüllenden „Angesicht" einer Zeit oder eines Vorganges (s. Rilkes Kritik an Dehmel in den Sizzo-Briefen), ferner danach, in welcher Weise die Verwandlung des Gegenstandes in die Form geschieht. Künstlerische Gestalt bedeutet Abstand, Neuschaffung. „Poesie sieht jedes Ding zum ersten Mal" (Hofmannsthal).

3. Damit ist das Problem der Form gestellt (s. des näheren Kunisch, „Kunst und Wirklichkeit" im Jahresbericht 1952). Zwei äußerste Punkte: Konsequenter Naturalismus und abstrakte Kunst. Form erst gibt dem Rohstoff einen „Sinn", Inhalt aber gibt der Form erst Wesen. Goethe hat solche Weise, in der ein Inhalt erst in der Form zu Sinn und Bedeutung gelangt, die eben die Weise der Kunst ist, „Stil" genannt.

Die weiteren Kurzreferate haben dann an Einzelfragen das Grundproblem erläutert, wobei auf sehr instruktive Weise nicht nur verschiedene Sachgebiete zu Worte kamen, sondern, der Besonderheit der Gebiete entsprechend, verschiedene Ansichten ein und desselben Grundproblems: bei Moser die Frage Theologie und Dichtung, bei Stöcklein die Frage der Artistik, bei Wiora die Frage nach dem Verhältnis der Kunst zum Publikum. Im folgenden fassen die drei Vortragenden ihre Gedanken selbst zusammen:

Hugo Moser (Tübingen): Das Verhältnis der hochmittelalterlichen deutschen Dichtung zur Wirklichkeit.

Die Dichtung des Hochmittelalters, Heldenepos und höfisches Epos wie Lyrik (Minnesang und sogenannte Spruchdichtung) und Drama zeigt einen überraschend großen Abstand zur Wirklichkeit im Sinne einer sinnlich wahrnehmbaren Realität, eine vorzugsweise idealistische Einstellung. In der Epik überwiegen die mythisch-märchenhaften Stoffe, der Minnesang stellt sich als seltsam unwirkliche Dichtung dar, und das Drama ist noch vorwiegend unrealistisch im modernen Sinn; nur die sogenannte Spruchdichtung ist stärker dem Sinnlich-Realen zugewandt. Die hochmittelalterliche Dichtung gestaltet in Deutschland wie im christlichen Europa überhaupt verschiedene Bereiche des Wirklichen: das sinnlich faßbare gegenwärtige und vergangene Reale, einen dem Ursprung nach vorchristlichen, mythisch-märchenhaften Zwischenbezirk, das Reich der im Sinne des philosophischen Realismus

wirklichen ethischen Allgemeinbegriffe und die Welt des Göttlich-Realen in einem blasseren philosophischen wie in einem christlich-theologischen Sinn. Die hier gewählte Reihung entspricht der Abstufung dieser Wirklichkeitsbereiche, die eng miteinander verflochten sind. Die Fabel und im besonderen der mythisch-märchenhafte Bereich dient nicht nur der Unterhaltung, sondern vor allem auch der symbolischen Erschließung der Welt des Allgemeinen und des Göttlichen. So ist der hochmittelalterlichen Dichtung eine ausgeprägte transzendente Einstellung eigen, die allerdings nicht immer voll verwirklicht ist und seit dem Ende der hochhöfischen Zeit in wachsendem Maße einer Hinwendung zur sinnlich faßbaren Wirklichkeit zu weichen beginnt.

Paul Stöcklein (München): Kunstwerk und Kunststück oder Wesen und Grenzen des artistischen Dichtens.

Gewiß besteht ein unverwischbarer Unterschied zwischen dem Gewachsenen (Geborenen) und dem Gemachten. Aber das große Kunstwerk ist geheimnisvoll beides, gewissermaßen genitum und factum, wobei in den Theorien bald das Erste (z. B. von Herder, Eichendorff), bald das Zweite (z. B. im Barock) betont worden ist. Heute hält man wieder nahezu alles für machbar, und, ähnlich wie in unserer neonerleuchteten Alltagswelt, sehen wir uns demzufolge vom Artefiziellen umringt: spiegelnd glatte, leere „Gekonntheit" des Technisch-Sprachlichen glänzt auf so manchen neuartistischen Produkten der Mann, Hesse, Jünger, Weinheber, Schröder, und auch manche katholischen Autoren wird man vom nackt-rationalistisch Konstruierten oder vom Routinierten nicht ganz frei sprechen können. — Die heutige Unterschätzung der Sprache: sie sei Material, aus dem der Dichter bilde (wie der Plastiker aus Lehm, der Tonkünstler aus Tönen, so bilde auch er aus totem Material, so wähnt man) und die heutige ebenso „artistische" Überschätzung der Sprache: dichterische Potenz sei nichts anderes als sprachliche Potenz (und wo bleibt Erfindungskraft usw.?), werden vom Referenten ausführlich zurückgewiesen; des späten Hofmannsthal Theorie und Praxis wird gegenübergestellt. Den Abschluß bildet eine Interpretation eines Barockgedichts, Versöhnung von genitum und factum: Beispiel hochartistischer, ja klügelnder Sprachbehandlung, die dennoch die Lebens- und Sprachgesetze nirgends verletzt.

Walter Wiora (Freiburg/Br.): Musik und Wirklichkeit.

Die Wirklichkeitsferne absoluter Instrumentalmusik ist kein allgemeiner Wesenszug der Musik überhaupt; ihr steht z. B. die politische Wirklichkeit eines Bekenntnisliedes und die religiöse der Gebete in Bruckners Symphonien gegenüber. Im Anschluß an Wirklichkeitsbegriffe bei N. Hartmann und W. Metzger wurden in einer vorbereitenden Systematik gegenübergestellt: das aufgegebene Werk — das Konkretum im Singen und Hören; der unbeteiligte — der leibseelisch gepackte Hörer; eigentliche Wirklichkeit — als ob, z. B. Gebet auf der Bühne; Zugehörigkeit zu „harter" Realität — zu Spiel und Muße. Der Wirklichkeit zugekehrt sind unter den Wesenszügen der Musik: Eindringlichkeit, Einschmiegsamkeit, leibseelischer Vollzug (vgl. Singen und Lesen); ihr abgekehrt sind: Eigentümlichkeit des Materials und Aufbaus aus Tönen, Undinglichkeit und Unbegrifflichkeit und demgemäß Unvermögen, Dingliches und Begriffliches darzustellen. Geschichtlich wurden drei Weltalter unterschieden: 1. Seelische Macht der Musik in frühen Kulturen: Zauber, Segen, Ausstrahlung heilsamer Substanz. Mitwirkung in zentralen Lebenskreisen: Arbeit, Ritus, Heilung, Rechtsprechung, Kampf. Musik als Sinnbild des harmonischen Gefüges der realen Welt. Der Charakter einer Musik ist durch solche Zugehörigkeit fundiert: angewachsene Eigenschaften als Ausdruck, z. B. einer Heimat. 2. Entwirklichungsprozesse mit Verbreitung der Notenschrift und des „opus perfectum et absolutum". Entkörperlichung und Vergeistigung, Enthebung aus der Gemeinwirklichkeit. Ausbildung eigener Veranstaltungen, Konzertsäle, Musikvereine, einer sekundären Kulturwirklichkeit. Andererseits in Polyphonie und Symphonik Sinnbild realen Lebens. Ausdruck und Darstellung seelischer Realität in Vokal- und Programm-Musik. „Realismus" bei Mozart, Berlioz, Mussorgski, H. Wolf u. s. f. 3. Im 20. Jahrhundert einerseits Entwirklichung bis zu extremen Graden: Museale Herauslösung aus Zusammenhängen des Lebens und Verlust des durch sie fundierten Charakters; Schwinden realer Bezüge von Mensch zu Mensch bei mechanischer Übertragung und selbstzwecklichem Schaffen; Zwölftonwerke im Rundfunk. Andererseits gewaltsame Rückbiegung in musikferne Wirklichkeit: Symphonien in Fabriken, Geräuschkunst, Gebrauchs- und Politmusik. Der Realismus als sowjetische Musikanschauung. Schwache Ansätze zu organischerer Verbindung in Tanz, Sport, Jugend- und Volksbewegungen, Notlagen (z. B. Heimatvertriebene). — Eingehender wird das Thema in einem Buche „Die drei Weltalter der Musik" behandelt werden.

Außer dieser Gemeinschaftsarbeit fanden in jeder Abteilung Einzelvorträge statt. Aus Anlaß des 150. Todestages von Herder sprach Prof.

Wiora (Freiburg/Br.) über „J. G. Herders Ideen über Vergangenheit und Zukunft der Kirchenmusik", wobei im Gesicht des großen Anregers und Deuters neue Züge wahrnehmbar wurden. Dozent Zagiba (Wien) brachte neue Forschungen zu der Volkskunde, Kirchen- und Kulturgeschichte in gleicher Weise interessierenden Frage der „deutschen Choraltradition und des slawischen liturgischen Gesanges nach westlichem Ritus als Verbindungsglied zwischen Ost- und Westeuropa", Dozent Arens (Mainz) zeigte, unterstützt von Lichtbildern, wie die Karolingische Baukunst, mit Fulda beginnend, das Westquerhaus nach dem Muster der großen römischen Basiliken (St. Peter und St. Paul) wieder aufnimmt. F. J. Stopp (Cambridge) behandelte an einem modernen englischen Beispiel, den Romanen von Evelyn Waugh, einen Sonderfall des Verhältnisses von Dichtung und Wirklichkeit: die Darstellung des Grotesken. Auf diese Weise wurde das Thema der Arbeitsgemeinschaft wirkungsvoll ergänzt. Der Vortrag ist in vollem Wortlaut abgedruckt (siehe Seite 14). Von den übrigen Vorträgen geben die Verfasser kurze Inhaltsangaben.

Hermann Kunisch

Walter Wiora (Freiburg/Br.): Herders Ideen zur Geschichte der Kirchenmusik.

Im Hinblick auf J. G. Herders 150. Todestag am 18. Dezember wurden seine reichen und fruchtbaren Ideen über Wesen und Werden der Kirchenmusik dargestellt: 1. Grundlagen und Entwicklung. Ihre Differenzierung in verschiedenen Ländern gemäß deren Charakter und Sprache. Ihre Bedeutung als „Schlüssel zum Herzen des Volkes". Der fruchtbare Irrtum der Cäcilienlegende, die eine „christliche Muse" als „personifizierte Andacht" schafft. Die christliche Fortbildung der antiken Sphärenharmonie; Chormusik im Geiste christlicher Gemeinschaft und Einstimmen in den Gesang der Sterne und Engel. Verinnerlichung und Reinheit der „unsichtbaren Stimmen". Würdigung katholischer wie evangelischer Meister. 2. Niedergang und Reformbestrebungen. Verfall der kirchlichen Tonkunst, auch in Italien; Entartung des Gemeindeliedes zum „spielenden Weichling". Herders Gedanken zur „Reformation des Kirchengesanges" als Gegensatz zur Palestrina-Renaissance. Ideen und dichterische Beiträge zur Fortbildung der großen Kantate und des Händelschen Oratoriums. Schwanken zwischen Zweifel und Hoffnung über die Zukunft. „Cäcilia wird wiederkehren vom Himmel. . . . So lange wollen wir jeden Funken des heiligen Feuers in der Asche bewahren". — Eine ausführliche Darstellung von „Herders Ideen zur Geschichte der Musik" enthält der von E. Keyser herausgegebene Gedenkband des J. G. Herder-Forschungsrates (Kitzingen 1953).

Franz Zagiba (Wien): Die deutsche und slavische Choraltradition als Verbindungsglied zwischen West- und Osteuropa.

Auf dem europäischen Festlande bildete sich in kulturpolitischer Hinsicht ein West-Ostraum aus, der als übergreifende Einheit zu verstehen ist. Diese Tatsache wird uns am Beispiel des liturgischen Gesanges der Westkirche in lateinischer und kirchenslavischer Kultsprache erläutert.

Alle Bestandteile des lateinischen Choralgesanges, wie sie von den deutschen Missionären im Ost- und Südostraum verbreitet wurden, und der im 9. Jahrhundert im Donauraum entstandene slavische liturgische Gesang weisen auf die mittelalterliche Choraltradition als ihre gemeinsame Basis. Dabei spielte bei der Entstehung des slavischen liturgischen Gesanges gerade die Gesangspraxis und die liturgische Form, wie sie die deutschen Missionare im Donauraum im 9. Jahrhundert pflegten, eine große Rolle. Diese Form finden wir auch etwas später in den slavischen Gebieten Ost- und Südosteuropas. Die Slavenapostel Cyrill und Method knüpften nicht nur in der Missionstätigkeit, sondern auch in der Pflege des liturgischen Choralgesanges an die Arbeit der deutschen Missionäre an. Wurde die westliche Liturgie, in kirchenslavischer Sprache auch nach Methods Tod, 885, aus dem Donauraum und im 11. Jahrhundert auch aus Böhmen verdrängt, so erhielt sie sich doch im kroatischen Küstenland bis auf den heutigen Tag; dies ist das Verdienst der Benediktiner, die dies im Jahre 1248 vom Papst bestätigte Privileg sorgsam behüteten und im 14. Jahrhundert wieder nach Böhmen (Kloster Emaus bei Prag) und nach Polen zurück-

brachten. Die ältesten notierten Meßfragmente, die in Emaus entstanden waren, sind in der Mückenfuß- und Hufnagelnotenschrift geschrieben und spiegeln so die im Westen üblichen Neumentypen wider, ebenso, wie die Notation der liturgischen Denkmäler in lateinischer Sprache, die im kroatischen Küstenlande aufgefunden wurden, auf die deutschen Neumentypen hinweisen.

Fritz Arens (Mainz): Westchöre und Westquerhäuser.

Man hat in der Grabeskirche des hl. Bonifatius in Fulda absichtlich die Grabes- und zugleich Wallfahrtskirchen der Apostelfürsten nachgeahmt. Das Grab des hl. Bonifatius befand sich etwa an derselben Stelle des Kirchenraumes, wo die Apostel in Rom beigesetzt sind. Erst 200 Jahre später findet dieser Typus, den Fulda erstmalig durch eine Ostapsis bereichert, seine Nachfolge im Mainzer Dom des Willigis (erbaut etwa 975—1009). Dieser wird nun in Bamberg, Augsburg und Regensburg nachgeahmt. Aus der Lage des Kapitelsaales, der sich in Mainz, Bamberg, Regensburg und Augsburg am Westflügel des Kreuzganges, statt am Ostflügel wie sonst üblich, befindet, läßt sich eindeutig nachweisen, daß jeweils der Westchor und das Westquerhaus der Stiftschor, also der Sitz des Bischofs und Kapitels war. Das gleiche trifft übrigens auf Grund der noch heute erhaltenen Dispositionen und der Lage des Klosters auf das karolingische Fulda zu. Der Bischofsthron steht heute noch in Mainz im Scheitel der Westapsis. Diese Anlage ist auch im Augsburger Dom aus romanischer Zeit erhalten, wo sogar der Westchoraltar noch steht, an dem der Priester mit dem Gesicht nach Osten (versus populum) zelebrierte, was auch für Mainz bis in das 17. Jahrhundert hinein überliefert ist. Die Bischöfe der erwähnten Kathedralen des 11. Jahrhunderts thronten also an gleicher Stelle wie der Papst in Rom oder wie die Bischöfe der spätantiken Zeit und feierten ihre Pontifikalämter in gleicher Weise hinter dem vor ihrem Thron stehenden Altar.

9. Sektion für Volkskunde

Georg Schreiber (Münster): Das Bergwerk in Recht, Liturgie und Volkskunde.

Die Geschichte des Bergwerks ist ungemein reizvoll verzweigt. Bisherige Beobachtungen wandten sich der Erschließung und der Rentabilität, der Blüte und dem Niedergang zu, soweit das deutsche Raumgebiet in Frage kommt. Dabei stand der Erzbergbau, die Förderung des Silbers, des Kupfers, des Bleies an erster Stelle. Volkswirtschaftlich trat der Kohlenbergbau stärker im Lichte der Forschung. Aber was noch wenig untersucht ist, betrifft die Beziehung von Bergbau und Ethos, die ehrfürchtige Haltung der Knappen gegenüber überirdischen Gewalten, die Beziehungen zu christlichen Lebensmächten, die zur Arbeit eine Berufsauffassung hinzufügten. Schon das Urchristentum beschäftigte sich mit dem Martyrium der Bergarbeiter, die ad metalla verurteilt waren. Die Gotik hat die Tatsache der Bergwerkspatrozinien geschaffen — ein großes Forschungsgebiet, das weder die Historie noch die Volkskunde eingehend untersuchten. Die Bergwerke setzten ungemein häufig eine volkhafte und zugleich religiöse Flagge. Mysterien und Heilige wurden zu Schutzpatronen der Gruben. Im Raum des bayerischen Stammes, aber auch in Böhmen, ist es St. Daniel, der beachtlich herausgestellt wurde. Es ist einseitig, nur um eine Barbara-Verehrung zu wissen, wenn diese auch am Ausgang des Mittelalters kräftig einsetzte. Die Erzmacherin St. Anna arbeitete sich ebenso nach vorn. Metallheilige, Feuerheilige, Wasserheilige sind es vor allem, die in Bergwerksverzeichnissen als Patrone auftreten. Sie helfen mit, daß Gewerke wie Bergknappen eine Volksliturgie entwickeln mit Stiftungsmessen, mit Oblationen, mit Votivbildern, vor allem auch in der Gründung von Kapellen. Daneben finden sich Standesbruderschaften ein. In Schwaz in Tirol, dem Hochgebiet des Erzbergbaus, wird erstmalig in der Mitte des 16. Jahrhunderts ein Hospital für Bergknappen errichtet, eine Entwicklungslinie, die sich bis in die deutsche Gegenwart zieht. Weithin öffnet sich noch für den Historiker und Religionshistoriker, für den Volkskundler und Liturgiker ein großer Forschungsbereich.

Der Sektionsleiter hat in der letzten Zeit folgende Abhandlungen zur Bergwerksgeschichte und zu anderen volkskundlichen Themen veröffentlicht:

Das Bergwerk in Recht, Liturgie, Sakralkultur. In: Zs. d. Savigny-Stiftung f. Rechtsgeschichte, 70. Bd., Kanon. Abt. 39, S. 362—418;

Apostel und Evangelisten als Bergwerksinhaber. Studien zur Sozialgeschichte und Volkskunde alpiner Räume. In: Rhein. Jb. f. Volkskde. 3. Jg. (1952), S. 145—168;

Spanien im deutschen Bergwerk. Einwirkung auf Wirtschaftsräume und Sakralräume. In: Spanische Forschungen der Görresgesellschaft, 1. Reihe, 9. Bd. Münster 1954, S. 198—223;
Daniel im Bergbau. In: Der Anschnitt, Bochum, 5. Jg. (1953), Heft 3, S. 12—13;
St. Pirmin in Religionsgeschichte, Ikonographie, Volksfrömmigkeit. In: Archiv f. mittelrhein. Kirchengesch., 5. Jg. (1953), S. 42—76;
Der irische Seeroman des Brandan. Ein Ausblick auf die Kolumbus-Reise. In: Festschrift für Franz Dornseiff. Leipzig 1953, S. 274—290;
Zur Symbolik, Sprache und Volkskunde des Weines. In: Veröffentlichungen der Kommission für Volkskunde der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Bd. 2. Berlin 1953, S. 208—232.

Matthäus Bernards (Bonn): Ein rheinischer Jungfrauenspiegel des Hochmittelalters und die religiöse Frauenkultur.

Der unter dem Titel Speculum virginum um 1100 wohl am Mittelrhein entstandene und mit 55 Hss. weit verbreitete (außer dem deutschen Sprachraum Frankreich, Spanien, Schweden) Dialog zwischen einem Geistlichen (Peregrinus) und einer Nonne (Theodora) gewinnt die Aufmerksamkeit nicht nur der Kunstwissenschaft (Miniaturen), der Theologie (Mariologie, Geschichtstheologie, Geschichte der Aszese und Mystik, Tugend- und Lasterlehre) und der mittellateinischen Stilistik (am Schluß doppelchöriges Epithalamium), sondern auch der Volkskunde, und zwar weniger bestimmter Einzelzüge wie des Auftauchens alter Sagenmotive (Einhorn, Edelsteine), der Heiligenverehrung (die beiden Johannes, Afra) wegen als vielmehr infolge seiner Bedeutung für die Frauenbewegung. Hier fördert der Jungfrauenspiegel die Kenntnis des äußeren Verlaufs (Spannungen zwischen Klosterinsassen verschiedenen Standes, Frage der Adelsvorrechte innerhalb der Klostergemeinde; religiöse Frauengemeinschaften ohne Klausur), vor allem aber des Frauenbildes klösterlicher Kreise, das bei aller Prägung durch Vorstellungen der männlich bestimmten Außenwelt (Ständischer Aufbau, Libertasbegriff, Einfluß des antiken Bildungsgutes, Armutsbewegung) doch echt weiblicher Züge, besonders dank der Verwertung des Brautgedankens, nicht entbehrt.

Das Fortleben des Jungfrauenspiegels beleuchtet durch Übersetzung und Bearbeitung des Textes den Wandel der religiösen Frauenkultur in den Jahrhunderten bis zur Neuzeit.

Das gleiche Thema behandelte der Vortragende, über die ursprüngliche Dissertation hinaus, noch in folgenden Arbeiten:

Die handschriftliche Überlieferung und die theologischen Anschauungen des Speculum virginum. Diss. Bonn 1953;
Die mittelrheinischen Handschriften des Jungfrauenspiegels. In: Archiv f. mittelrhein. Kirchengesch., 3. Jg. (1951), S. 357—364;
Das Speculum virginum als Überlieferungszeuge frühscholastischer Texte. In: Scholastik 28, Freiburg i. B. 1953, S. 69—78;
Epithalamium virginum, Jungfrauenspiegel und Pseudo-Marbod. In: Zs. f. kath. Theologie 73, Innsbruck 1951, S. 78—84.

Martha Bringemeier (Münster): Kirchliches Brauchtum im Spiegel der Tracht.

In dem beharrsamen Volkstum der Landschaft um Minden und in Schaumburg hat sich religiöses Brauchtum in mittelalterlicher Gesetzhaftigkeit erhalten, das auch in der protestantischen Zeit nur wenig Änderungen erfahren hat. Die Tracht geht hier auf die spanische Mode des 16. Jahrhunderts zurück, unter deren Einfluß sich das schwarze Abendmahlskleid aus dem sonst farbigen Bild der Dorftracht hervorhebt. Diese spanischen Wellen haben auch sonst sich stark dem deutschen Volkstum in den verschiedensten Gebieten mitgeteilt. Feiertage wie Weihnachten, Ostern, Pfingsten und Karfreitag sind ausgezeichnet durch das Abendmahlskleid, ebenso Taufe und Abendmahl, Hochzeit und Tod. Das Kleid gehört zum Kern des Gemeinschaftslebens, das sich mit der Laienkleidung den Erfordernissen des Gottesdienstes anschließt; so erweist sich die Dorfgemeinschaft als liturgische Einheit.

Dieser Vortrag geht 1954 in Druck.

Zweiter Teil

Jahresbericht

erstattet von Generalsekretär Professor Dr. Hermann Conrad

I. Vorstand, Sektionsleiter und Beirat

Protektor:

S. Eminenz Dr. Joseph Kardinal Frings, Erzbischof von Köln, Köln-Bayenthal, Bayenthalgürtel 31

Vorstand:

Präsident:

Professor Dr. Hans Peters, Köln-Lindenthal, Bitburger Straße 6

Vize-Präsident:

Professor Dr. Johannes Spörl, München 23, Kaiserstraße 59

Generalsekretär:

Professor Dr. Hermann Conrad, Mehlem/Rh., Oberaustraße 31

Stellvertretender Generalsekretär:

Prälat Professor D. Dr. Georg Schreiber, Münster/Westf., Kanalstr. 14

Beisitzer:

Stadtdechant Prälat Dr. Robert Grosche, Köln, Gereonskloster 4
Geheimrat Professor Dr. Wilhelm Laforet, Würzburg, Frauenlandstr. 12
Prälat Professor Dr. Max Meinertz, Münster/Westf., Kapitelstr. 14
Professor Dr.-Ing. Franz Moeller, Braunschweig, Pestalozzistr. 4
Prälat Professor D. Dr. Johannes Vincke, Freiburg/Br., Immentalstr. 1

Sektionsleiter:

Sektion für Philosophie:
Professor Dr. Alois Dempf, München, Felix-Dahn-Str. 2
Sektion für Psychologie und Psychotherapie:
Professor Dr. Victor E. Freiherr von Gebsattel, Würzburg, Füchsleinstr. 15
Sektion für Geschichte:
Professor Dr. Johannes Spörl, München 23, Kaiserstr. 59
Sektion für Altertumskunde:
Professor Dr. Franz Beckmann, Münster/Westf., Hittorfstr. 46
Sektion für die Kunde des christlichen Orients:
Prälat Professor Dr. Georg Graf, Dillingen/D., Kard.-v.-Waldburg-Str. 7
Sektion für Rechts- und Staatswissenschaft:
Geheimrat Professor Dr. Wilhelm Laforet, Würzburg, Frauenlandstr. 12
Sektion für Wirtschafts- und Sozialwissenschaft:
Professor Dr. Bernhard Pfister, München 49, Starnberger Str. 7
Sektion für Kunstwissenschaften:
Abteilung für Kunstgeschichte:

Professor Dr. Heinrich Lützeler, Bonn, Niebuhrstr. 19
Abteilung für Literaturgeschichte:
Professor Dr. Hermann Kunisch, Berlin-Nikolassee, Am Schlachtensee 134
Abteilung für Musikwissenschaft:
Professor Dr. Karl Gustav Fellerer, Köln-Lindenthal, Gottfried-Keller-Str. 1
Sektion für Volkskunde:
Prälat Professor D. Dr. Georg Schreiber, Münster/Westf., Kanalstr. 14
Sektion für Naturwissenschaften und Technik:
Professor Dr.-Ing. Franz Moeller, Braunschweig, Pestalozzistr. 4

Beirat:

Adam, Karl, Professor Dr., Tübingen, Im Schönblick 6
Algermissen, Konrad, Msgr. Domkapitular Prälat Professor Dr., Hildesheim, Domhof 16
Ankermüller, Willi, Staatsminister a. D. Dr., München 15, Bayerstr. 47
Bachem, Franz Carl, Verleger Dr., Meersburg-Riedetsweiler, Haus am Dullenberg
Bigelmair, Andreas, Geheimer Regierungsrat Prälat Professor Dr., Dillingen/D., Kardinal-von-Waldburg-Str. 7
Borsbach, Ernst, Rechtsanwalt Dr., Bonn, Poppelsdorfer Allee 67
Braubach, Max, Professor Dr., Bonn, Endenicher Allee 5
Breuer, Jakob, Professor Dr., Bensberg Bez. Köln, Eichenhainallee 29
Büttner, Heinrich, Professor Dr., Bad Nauheim, Lessingstr. 12
Dölger, Franz, Professor Dr., München 13, Agnesstr. 38
Dorneich, Julius, Verleger Dr., Freiburg/Br., Zasiusstr. 53
Eggersdorfer, Franz Xaver, Domdekan Prälat Professor Dr., Passau, Domplatz 8
Eibel, Hermann, Regierungsrat a. D. Direktor Dr., Mainz-Gonsenheim, Kapellenstr. 8
Eitel, Anton, Professor Dr., Münster/Westf., Staufenstr. 40
Elsen, Franz, Staatsbankdirektor Dr., München, Böttingerstr. 7
Engert, Joseph, Professor Dr., Regensburg 5, Herzog-Heinrich-Str. 10
Feldmann, Erich, Professor Dr., Bonn, Argelanderstr. 37
Fessler, Othmar, Min.-Rat a. D. Dr., Bad Godesberg, Plittersdorfer Str. 36b
Franckenstein, Freiherr von und zu, Ullstadt/Mfr.
Freys, Ernst, Geheimer Rat Dr., Donauwörth, Berg 36 1/7
Fuchs, Alois, Domkapitular Professor Dr., Paderborn, Leokonvikt
Geyer, Bernhard, Prälat Professor Dr., Bonn, Händelstr. 9
Graf, Georg, Prälat Professor Dr., Dillingen/D., Kardinal-von-Waldburg-Str. 7
Greiß, Franz, Präsident der Industrie- und Handelskammer, Köln-Riehl, Riehler Gürtel 45
Grisar, Joseph, S. J., Professor Dr., Rom 101, Piazza della Pilotta, 4
Hackethal, Franz, Regierungspräsident, Münster/Westf., Domplatz 1
Haindl, Georg, Kommerzienrat Dr., Augsburg, Georg-Haindl-Str. 4
Hardick, Lothar, O.F.M., Dr., Warendorf/Westf., Klosterstr. 21
Heyer, Friedrich, Professor Dr., Bonn, Humboldtstr. 35
Hoheisel, Guido, Professor Dr., Köln-Lindenthal, Nietzschestr. 5
Homscheid, Albert, Stadtdechant Msgr., Koblenz, Kastorhof 8
Hopmann, Josef, Professor Dr., Wien 110, Türkenschanzstr. 17
Hübinger, Paul Egon, Professor Dr., Münster/Westf., Eichendorffstr. 5
Hüffer, Eduard, Verleger Dr., Münster/Westf., Kapitelstr. 20

Irsch, Nikolaus, Domkapitular Professor Dr., Trier, Domfreihof 2
Jedin, Hubert, Msgr. Professor Dr., Bonn, Argelanderstr. 2
Jötten, Karl Wilhelm, Professor Dr., Münster/Westf., Hüfferstr. 64
Just, Leo, Professor Dr., Mainz, Welschplatz 3
Kallen, Gerhard, Professor Dr., Neuß/Rh., Schorlemerstr. 103
Keim, Walter, Min.-Rat Dr. Dr., München, Barerstr. 11
Koeßler, Paul, Professor Dr.-Ing., Braunschweig, Abt-Jerusalem-Str. 8
Kraft, Benedikt, Prälat Professor Dr., Bamberg, Jakobsplatz 13
Kramer, Theodor, Domkapitular Dr., Würzburg, Domerschulgasse 2
Laforet, Wilhelm, Geheimrat Professor Dr., Würzburg, Frauenlandstr. 12
Lamay, Joseph, Domkapitular Msgr. Limburg/Lahn, Roßmarkt 16
Lammers, Aloys, Staatssekretär a. D. Dr. h. c., Köln-Ehrenfeld, Nußbaumer Str. 30
Lausberg, Heinrich, Professor Dr., Münster/Westf., Tondernstr. 16
Lenhart, Ludwig, Professor Dr., Mainz, Liebfrauenplatz 6
Lenz, Joseph, Professor Dr., Trier-Pallien, Rudolphinum
Liertz, Rhaban, Dr. med., Köln, Ubierring 55
Lortz, Joseph, Professor Dr., Mainz, Höfchen 5
Meinertz, Gustav, Pfarrer a. D. Msgr. Prälat, Köln, Steinfelder Gasse 17
Müller, Max, Professor Dr., Freiburg/Br., Reischstr. 12
Nell-Breuning, Oswald von, S. J., Professor Dr., Frankfurt/M.-Süd 10, Offenbacher Landstr. 224
Neuß, Wilhelm, Prälat Professor Dr., Bonn, Humboldstr. 9
Nordhoff, Heinz, Generaldirektor Dr.-Ing. E. h., Dipl.-Ing., Wolfsburg, Volkswagenwerk
Pascher, Joseph, Prälat Professor Dr., München 22, Professor-Huber-Platz 1
Peters, Karl, Professor Dr., Münster/Westf., Burchardstr. 16
Riemer, Franz S., Generalvikar Dompropst Dr., Passau, Domplatz 4
Rintelen, Fritz-Joachim von, Professor Dr. Dr. h. c., Mainz, Rosengarten 27
Roelen, Wilhelm, Generaldirektor Dr.-Ing., Duisburg-Hamborn, Duisburger Str. 159 a
Sacher, Hermann, Hauptschriftleiter i. R. Dr., Freiburg/Br., Stadtstr. 56
Salm-Reifferscheidt, Franz Joseph Fürst zu, Schloß Alfter bei Bonn
Scharnagl, Anton, Weihbischof Dr., München 22, Widenmayerstr. 2
Schaub, Friedrich, Professor Dr., Freiburg/Br., Basler Str. 34
Schlüter-Hermkes, Maria, Dr., Rhöndorf/Rh.
Schmaus, Michael, Prälat Professor Dr., München 22, Professor-Huber-Platz 1
Schnabel, Franz, Professor Dr., München 38, Stuberstr. 25
Schnippenkötter, Josef, Reg.-Dir. a. D. Dr., Köln-Marienburg, Leyboldstr. 5
Schnütgen, Alexander, Staatsbibl.-Dir. i. R. Dr., Bonn, Schumannstr. 59
Schöningh, Eduard, Verleger, Paderborn, Haxtergrund 9
Schuberth, Hans, Bundesminister a. D. Dr.-Ing. E. h. Dipl.-Ing., München, Galeriestr.
Schulte, Hubert, Landeszentralbankdirektor Dr., Münster/Westf., Domplatz 36
Schwend, Karl, Ministerialdirektor Dr., München 27, Wasserburger Str. 15
Seppelt, Franz X., Prälat Professor Dr., München 13, Rambergstr. 8
Spael, Wilhelm, Verleger Dr., Essen-Bredeney, Holunderweg 15
Steffes, Johann Peter, Prälat Professor D. Dr., Münster/Westf., Waldeyerstr. 51
Stein, Robert, Studienrat Dr., Leipzig S 3, Grimm-Weg 10

Stoeckle, Hermann Maria, Rektor des Campo Santo, Msgr. Prälat Dr., Rom, Città del Vaticano, Campo Santo Teutonico
Straubinger, Heinrich, Professor Dr., Freiburg/Br., Lerchenstr. 14
Stummer, Friedrich, Professor D. Dr., München 22, Öttingenstr. 12
Vincke, Johannes, Prälat Professor D. Dr., Freiburg/Br., Immentalstr. 1
Vitalowitz, Hermann, Verlagsdirektor Dr. h. c., Gauting b. München, Wiesmahdstr. 4
Vives, José, Dr., Barcelona, Duran y Bas, 9—11
Weber, Adolf, Geheimrat Professor Dr., München 27, Pienzenauer Str. 4
Weber, Helene, Min.-Rätin a. D. Dr. h. c., Essen-West, Hedwig-Dransfeld-Platz 2
Wegman, August, Staatsminister a. D., Oldenburg/Oldbg., Jahnstr. 1
Wegner, Arthur, Professor Dr., Münster/Westf., Breul 23
Wenzl, Aloys, Professor Dr., München 23, Bonner Str. 24
Wolff, Paul, Gen.-Sekr. des KAV, Prälat Dr. Dr., Bonn, Niebuhrstr. 16 b
Zuhorn, Karl, Oberstadtdirektor a.D. Dr., Münster/Westf., Lazarettstr. 25

Geschäftsstelle:

Geschäftsstelle der Görres-Gesellschaft im Verlag J. P. Bachem, Köln, Marzellenstr. 35—43. Fernruf 7 00 61. Postscheck-Konto Köln 758 93. Rhein-Ruhr-Bank Köln Konto 11 590.

II. Mitgliederstand

vom 31. Dezember 1953:

1. Mitglieder		
a) zahlende	. . . . .	1233
b) lebenslängliche	. . . .	70
		1303
2. Teilnehmer	. . . . .	73
	zusammen:	1376

III. Unsere Toten

Seit dem Erscheinen des letzten Jahresberichtes starben folgende Mitglieder:

Pfarrer i. R. Fr. Aretz, Engelskirchen Bez. Köln
Zollrat a. D. Wilhelm Baeumer, Wiesbaden-Kastel
Professor Dr. Friedrich Blome, Paderborn
Apotheker Anton Cromme, Vechta
Pfarrer i. R. Msgr. Dr. Heinrich Doergens, Krefeld-Traar
Rechtsanwalt Dr. Paul Falk, Mainz
Pfarrer i. R. Heinrich Fischer, Winkel/Rhg.
Ehrendomherr Dechant Adolf Goebeler, Wuppertal-Barmen
Professor Dr. Theodor Gottlob, Freiburg/Br.
Stadtdekan Msgr. Dr. Franz Xaver Hartmann, Augsburg
Professor Dr. theol. Karl Hofmann, Tübingen
Geistl. Rat Pfarrer Dr. Wilhelm Hohn, Wien
Dr. med. Eugen Hopmann, Bad Godesberg
Pfarrer Peter Isermann, Oberbreisig/Rh.
Pfarrer Heinrich Koch, Mehlem/Rh.
Dr. Johannes Kohl, Bingen/Rh.
Steuerberater Ludwig Köllmann, Minden/Westf.

Pfarrer Dr. Paul Ludwig, Serrig Bez. Trier
Generalvikar Dr. Heinrich von Meurers, Trier
Professor i. R. Robert Mohrmann, Luxemburg
Pfarrer Bernhard Schmiz, Zeltingen/Mosel
Bürgermeister a. D. Karl Schweitzer, Bad Godesberg
Schulrat Johann Vogelgesang, Homburg/Saar
Pfarrer i. R. Johannes Nep. Wetzel, Sigmaringen
Gutsbesitzer Bruno Winkelmann, Krefeld-Traar

Nachruf für Gustav Kafka

anläßlich der Mitgliederversammlung am 6. Oktober 1953 in Münster/Westf.

Die Görres-Gesellschaft hat im Jahre 1953 das Ableben zu beklagen eines ihrer hervorragendsten Mitglieder. Ich spreche von dem insbesondere auch im Ausland hochgeschätzten Altmeister seines Faches, dem Philosophen und Psychologen Gustav Kafka.

Es war der 12. Februar dieses Jahres, der Tag, an dem in Würzburg sich die Nachricht von dem unerwarteten Hinscheiden verbreitete und allgemeines Bedauern hervorrief.

Seiner wollen wir in kurzer Besinnung aufs wärmste gedenken.

Gustav Kafka wurde am 23. 7. 1883 in Wien geboren und besuchte dort die Volksschule und das berühmte Schottengymnasium. In einem hochkultivierten Milieu aufwachsend, erlernte er bereits im elterlichen Hause die französische und englische Sprache, die er als Kind, und erst recht als gereifte Persönlichkeit, fließend beherrschte. Sein Universitätsstudium begann er in Leipzig; erst zog ihn die Medizin an, doch bereits nach einem Semester wechselte er zur Psychologie und Philosophie hinüber. Einige Semester im Institut von G. Elias Müller in Göttingen machten ihn mit der experimentellen Psychologie vertraut. Dort entstand die sein ganzes Leben durch waltende Freundschaft mit dem ungarischen Forscher G. Révész und mit D. Katz. Die Promotion aber erfolgte wieder in Leipzig bei Wilhelm Wundt. Die Dissertation behandelte „Das Ansteigen der Tonerregung". 1905 siedelte er nach München über und besuchte Vorlesungen und Seminare von Theodor Lipps, wo wir eine, dann allerdings durch viele Jahrzehnte unterbrochene Beziehung aufnahmen. 1910 habilitierte er sich ebendort bei Becher und wurde bereits 1915, also im Alter von 32 Jahren, zum Professor ernannt. Als Reserveritt-meister des österreichischen Heeres machte er den Weltkrieg auf dem europäischen und kleinasiatischen Kriegsschauplatz mit. Im letzten Kriegsjahr wurde er beauftragt, ein Heerespsychologisches Institut in Wien zu errichten. Dieses führte zu einer engeren Zusammenarbeit mit Prof. Révész, der, in Budapest tätig, mit G. Kafka gemeinsame Methoden ausarbeitete, um die Eignung für speziellen Truppendienst zu erkennen. Von München, wohin er nach dem Kriege zu seiner Familie zurückgekehrt war, wurde er als Nachfolger von Karl Bühler als Ordinarius für Philosophie, Psychologie und Pädagogik an die Technische Hochschule in Dresden berufen. Zu Beginn des Hitlerregiments entstanden für Kafka schwerste politische Schwierigkeiten, unter anderem auch dadurch, daß er sich gegen die Ausschaltung jüdischer Kollegen, wie David Katz und William Stern, von der Lehrtätigkeit, mit der ganzen Heftigkeit einsetzte, die seinem Temperament entsprach. Dazu kam eine schwere Erkrankung, — Umstände waren eingetreten, die Kafka veranlaßten, sich 1935 vorzeitig emeritieren zu lassen. Seine wissenschaftlichen Forschungen wurden aber dadurch nicht unterbrochen, im Gegenteil, in der Stille der Zurückgezogenheit entstanden weitausholende und höchstwahrscheinlich die wichtigsten Arbeiten seines Lebens. Diese gelangten in-

dessen niemals zur Veröffentlichung, weil — wie Kafka mir gegenüber einmal aussprach und zwar mit dem Akzent seiner souveränen und von seinem Bezug zum Transzendenten her überlegenden Resignation — weil dies Gottes Willen offenbar nicht entsprach. Die gesamten Manuskripte nämlich gingen in den furchtbaren Bombardements Dresdens ebenso unter, wie seine Wohnung mit seiner erlesenen Einrichtung und seiner kostbaren Bibliothek. Durch weiterfressenden Phosphor selber schwer verletzt, ertrug er die ungewöhnlichen Qualen eines solchen Leidens mit jener heroischen Verschwiegenheit und Geduld, die seiner Fähigkeit, von sich abzusehen, entsprach. Und gleicherweise das äußerste Elend, ja den Hunger, den er mit seiner Familie durch die Katastrophe erleiden mußte. Erst Anfang 1947 errettete ihn von solchen Drangsalen die Berufung auf das Ordinariat für Philosophie und Psychologie an der Universität Würzburg. Hier hat er mit größter Energie das Psychologische Institut wieder aufgebaut und die Psychologische Forschung wieder in Gang gebracht. Er wirkte so — von seinen Schülern und Hörern in ungewöhnlicher Weise verehrt —, bis zu seiner endgültigen Emeritierung im Sommer 1952. Aber schon im Februar 1953 ereilte ihn ein jäher und sanfter Herztod in seinem neugewonnenen Heim in Veitshöchheim, in seinem 70. Lebensjahr. Dieses Stück Beheimatung wenigstens konnte er seiner Frau, die die schwierigen Jahre aufs opfervollste mit ihm teilte, hinterlassen.

Wenden wir uns dem Lebenswerk Kafkas zu, so ist zu bedenken, daß er zu der kleinen Zahl repräsentativer Psychologen der Gegenwart gehörte, die davon durchdrungen war, daß Psychologie ohne eine philosophische Grundlegung dazu verurteilt ist, eine wurzellose und unfruchtbare Angelegenheit zu bleiben. Es gibt keine Schrift von G. Kafka, in der nicht seine philosophische Bildung spürbar wird und zugleich die philosophische Grundhaltung seines Geistes. Diese befähigte ihn, bei schärfster kritischer und exakter Wahrung wissenschaftlicher Notwendigkeiten, doch zugleich die Erfahrung —- und das im Gesamtbereich des Seelischen —, mutig, folgerichtig und tiefschürfend bald in der Naturphilosophie, dann wieder in der Erkenntnistheorie, der Geschichtsphilosophie und der Metaphysik zu verankern. Unter dem Gesichtspunkt ist sein reiches, trotz der Verbrennung seiner hauptsächlichsten Manuskripte immer noch höchst beachtliches Lebenswerk zu beurteilen.

Eines der wichtigsten Dokumente seiner philosophischen Leidenschaft ist die von ihm organisierte und herausgegebene „Geschichte der Philosophie in Einzeldarstellungen". In dieser Sammlung hat Kafka von 1923 an s e l b s t vier schöne Bücher veröffentlicht: „Die Vorsokratiker", dann „Platon, Sokrates und der sokratische Kreis", ferner „Aristoteles" und schließlich mit Eibel zusammen „Der Ausgang der Antike und das Erwachen einer neuen Zeit".

Vielleicht das originellste Werk Kafkas ist die Geschichtsphilosophie der Philosophiegeschichte (1933). Hier gelangte Kafka durch Übertragung der Phasenlehre aus der Entwicklungspsychologie auf die Geschichte der Philosophie zu höchst bemerkenswerten, noch lange nicht ausgeschöpften Einsichten. Als Logiker bemühte er sich um die Klärung des Typusbegriffes, (Z. f. Psych. 1938) und um das Problem des Verstehens (Archiv f. d. gesamte Psychologie, H. 5, 1929). Besonders sei erwähnt, daß Kafka das beste und scharfsinnigste Buch geschrieben hat, das einzige vielleicht, das geeignet ist, sinnvollst dem leichtfertigen Gerede über Rassen entgegenzutreten: nämlich das mit biologischer Sachkenntnis und Gründlichkeit und mit kristallklarer Geistesschärfe 1947 verfaßte Werk: „Was sind Rassen?" Er-

wähnt seien in diesem Zusammenhang die Schriften: „Naturgesetz, Freiheit und Wunder" und „Freiheit und Anarchie".

Das eigentliche Anliegen seines Lebens aber blieb doch schließlich die Psychologie, und das heißt bei einer so philosophisch, ethisch und religiös ausgerichteten Persönlichkeit: „D e r M e n s c h"! Im Problembereich der konkreten Forschung bemühte sich Kafka zeitlebens vor allem um eine vergleichende Entwicklungs- und Kulturpsychologie. Schon 1914 schrieb er die „Tierpsychologie auf experimenteller und ethologischer Grundlage", Themen, die er erweitert hat zu einer Psychologie der Primitiven, zu einer Psychologie der Sprache, der Religion, der Kunst, der Gesellschaft, des Kindes, aber auch der Kriminal-, der Traum-, der Sexualpsychologie und schließlich der Pathopsychologie. In das Handbuch der vergleichenden Psychologie 1922 sind diese Ansätze eingebaut und in ihm zur Entwicklung gelangt. Dieses Werk, obschon ein Menschenalter zurückliegend, gilt heute noch als unentbehrlich.

In den „Acta Psychologiae", deren Mitherausgeber er war, erschienen drei bedeutende und originelle Abhandlungen: 1937 „Grundsätzliches zur Ausdruckspsychologie", 1949 „Über das Erlebnis des Lebensalters", 1950 „Die Uraffekte".

Es entsprach Kafkas kristallklarer Denkschärfe, als Grundlagen- und Methodenkritiker und Forscher, Ordnung zu stiften in allen Gegenstandsbereichen, die ihm am Herzen lagen. Aus diesem Geiste sind geboren Arbeiten wie der Amsterdamer Kongreßvortrag: „Die metaphysische Voraussetzung der Psychologie" (1940), oder der Münchener Kongreßvortrag „Forschungsaufgaben der Psychologie in der Gegenwart" und die Arbeit über „Psychagogik und Psychotherapie". Diese Aufzählung der Schriften Kafkas verzichtet auf Vollständigkeit. Wichtiger als diese ist die Würdigung des Geistes, in dem sie geschrieben wurden. Immer sagt uns der ebenso tiefgründige, wie exakte Forscher Kafka, d a ß die Psychologie, wenn sie nicht in der Fülle der Erfahrungstatsachen ertrinken will, die Frage nach dem Wesen der Seele nicht abweisen könne. Die Antwort auf diese Frage ist überpsychologischer und schließlich metaphysischer Natur. Immer wieder hat Kafka dem Schlagwort einer „Tiefenpsychologie" gegenüber d i e N o t w e n d i g k e i t e i n e r „Höhenpsychologie" v e r t r e t e n; das heißt einer Geistpsychologie, die über der Kampfparole des „Psychologismus" in Vergessenheit geraten war. Nur als Ethiker, ja schließlich als christlich-religiöser Ethiker, vermag der Psychologe zum beratenden Psychagogen zu werden. Wollen wir die „Richtung" schlagwortartig kennzeichnen, die Kafka als Psychologe vertritt, so geht es ihm um eine psychologisch begründete Strukturanalyse des totum humanum. Diese ist eine Universalpsychologie, welche die Psyche und den Geist umfaßt und ausgerichtet ist auf die Ganzheit des Menschen, ohne von einseitigen Vorurteilen den Blick sich verstellen zu lassen. Mit dem heute diese Anliegen nennenden Begriff muß man sagen, daß Kafka — seiner Zeit vorauseilend und hinter sich lassend den Positivismus und Naturalismus in der Lehre von der menschlichen Seele —, der Vorkämpfer wurde einer religiösen und philosophischen Anthropologie. Diese Grundeinstellung trieb ihn automatisch weg von allem wissenschaftlichen Separatismus. Immer war Kafka davon durchdrungen, daß die Menschenkunde sich praktisch nur verwirklichen ließe, wenn sich Physiognomiker, Psychodiagnostiker und Psychagogen, Kultursoziologen und Strukturanalytiker, Fachärzte und Philosophen zusammen schließen wollten in einem gemeinsamen Werk der Menschenberatung. Die Idee des team hat er von einem langjährigen Aufenthalt aus Amerika mitgebracht. Im Dienste dieser Idee gründete er mit mir 1952 das Jahrbuch für Psychotherapie, das die

Görres-Gesellschaft herausgibt, die einzige psychologische Zeitschrift, in der der Geist einer philosophischen und religiösen Anthropologie zu Wort kommen soll. In den Dienst dieser Lehre vom Menschen hat Kafka seine großen Gaben gestellt, seine hohe Sittlichkeit, seinen tiefen religiösen Glauben und seine bezaubernde Menschlichkeit. *Victor Emil Freiherr von Gebsattel*

VI. Kassenbericht und Vermögenslage

Einnahmen:

Bestand am 1. 1. 1953	DM	49 785,26
Mitgliedsbeiträge	DM	12 488,11
Stipendienspenden	DM	34 050,—
Bibliotheksspenden	DM	12 000,—
Staatliche Zuwendungen	DM	8 800,—
Private Spenden	DM	7 424,31
	DM	124 547,68

Ausgaben:

Gehälter	DM	2 500,—
Büro-Unkosten (Drucksachen, Porto, Telefon, Telegramme, Bankspesen, Buchungsgebühren u. a.)	DM	3 222,32
Vorstandssitzungen	DM	1 507,—
Generalversammlung Münster Oktober 1953	DM	12 842,82
Jahresbericht 1952	DM	3 681,—
Römisches Institut	DM	6 013,85
Spanisches Institut	DM	11 546,94
Stipendiaten	DM	30 034,76
Wissenschaftliche Arbeiten	DM	2 060,—
Görres-Ausgabe	DM	87,30
Sektionen	DM	258,—
Bestand am 31. 12. 1953	DM	50 793,69
	DM	124 547,68

V. Institute und Auslandsbeziehungen

Das Römische Institut

Stand:

Direktor: Professor P. Engelbert Kirschbaum S. J., Piazza della Pilotta 4.
Vizedirektor: Dr. Ludwig Voelkl, Camposanto Teutonico, Città del Vaticano, Via della Sagrestia 17.
Stipendiaten: Dr. Walter Schumacher (Christl. Archäologie), Via di Villa Ruffo 21 int. 9. Seit 1. April 1953 Assistent am Deutschen Archäologischen Institut in Rom, Via Sardegna 79. Dr. Konrad Repgen (Neuere Geschichte), Rom, Via Germanico 24 int. 16. Seit 1. November 1953 Assistent am Deutschen Historischen Institut in Rom, Corso Vitt. Emanuele 209.

Dr. Johann Hucke (Musikwissenschaft), Rom, Via Barbieri 6. Dr. Karl Bosl, Professor für mittelalterliche Geschichte in Würzburg, Rom, Via Torino 95, Pension Hallier.
Ehrenmitglieder: Siehe Jahresbericht 1952.
Zahlende Mitglieder der G. G.: 30.

Tätigkeit:

Die Tätigkeit des Römischen Institutes erstreckte sich in der Berichtszeit auf die Forschungsarbeiten der einzelnen Stipendiaten, auf die monatlich abgehaltenen wissenschaftlichen Vorträge, auf die Veranstaltung von archäologisch-geschichtlich orientierten Wanderungen sowie auf die Fühlungnahme mit den anderen Instituten in Rom.

1. Forschungsarbeiten der Stipendiaten:

Professor Dr. Karl Bosl befaßte sich im Rahmen seines Forschungsauftrages mit der Aufgabe, dem Problem der „Entstehung und Geschichte der Kardinalstitel" nachzugehen und damit einen Fragenkomplex aufzurollen, der nicht nur einem allgemeinen wissenschaftlichen Interesse begegnet, sondern auch, und dies vor allem, eine eingehende Klärung der Titelkirchen im stadtrömischen Bereiche als Voraussetzung erheischt. Wenn auch weiterhin diese Frage zu vergleichenden Studien mit den Erscheinungsformen des Eigenkirchenwesens in Norditalien, Istrien und den nordischen Ländern zwingt und damit einen Exkurs auf das Gebiet der Rechtsgeschichte unerläßlich mit sich bringt, soll doch in erster Linie durch besondere Forschungen in den Archiven Roms und Italiens ein gewinnbringender Beitrag zur Frage geleistet werden. Da Herr Professor Bosl wegen seiner Verpflichtung in Deutschland zeitlich gebunden ist, erwies es sich als zweckdienlich, das Stipendium in einen Forschungszuschuß umzuwandeln.

Dr. Walter Schumacher verfolgte mit seinem Studienaufenthalte den Zweck, durch Studien zur Geschichte der frühchristlichen Basilika vor allem die Wechselbeziehungen zwischen Reliquienkult, Altar und Confessio nachzuforschen, die einzelnen Erscheinungsformen literarisch zu unterbauen und die daraus resultierenden Gesetze an Hand kontrollierbarer Monumente zu erhärten. Durch eine Reise nach Syrien, die den jungen Forscher im Frühjahr 1952 vor allem unter diesem Gesichtspunkte an bereits bekannte Monumente heranführte, gelang es Schumacher, nicht allein bereits bekannte Phänomene neu zu deuten, bestehende Anschauungen zu korrigieren, sondern sogar die Studienreihe der Monumente durch Neuentdeckungen zu bereichern. Einen Einblick in den Fortgang der Forschungsarbeit bot eine im Rahmen der Vortragsreihe des Römischen Instituts veranstaltete Konferenz. Durch die Übernahme als Assistent an das Deutsche Archäologische Institut fand das Stipendium vorzeitig seine Erledigung. Auch in der neuen Position werden die Forschungsarbeiten im bisherigen Sinne weitergeführt.

Dr. Konrad Repgen begann seine Forschertätigkeit mit dem Aktenstudium für eine Darstellung der päpstlichen Friedenspolitik in der zweiten Hälfte des dreißigjährigen Krieges (1635—1648) und konnte bis jetzt im Fondo Chigi und Barberini der Vatikanischen Bibliothek sowie in den Nuntiaturberichten des Vatikanischen Archivs reiches, bisher unbenutztes Quellenmaterial feststellen, das die noch sehr unbekannten diplomatischen Verhandlungen in dieser Periode sehen läßt. Um Einblick in erste Ergebnisse dieser Forschungsarbeit zu gewähren, sei hingewiesen auf den Vortrag „Zur

Instruktion und Politik des Kardinallegaten Ginetti (1636—1640)", der auf der Jahresversammlung der G. G. in Münster gehalten werden konnte sowie auf den neuesten Artikel in der RQuSch (1953). Ungeachtet der Übernahme Repgens als Assistent an das Deutsche Historische Institut in Rom, welche die Erledigung des Stipendiums ab 1. Nov. 1953 zur Folge hatte, werden die begonnenen Forschungen weitergeführt.

Dr. Johannes Hucke, dessen Forschungsarbeit an den systematischen Vergleichen zwischen den drei überlieferten liturgischen Gesangsschätzen des Abendlandes, dem altrömischen, gregorianischen und ambrosianischen Gesange ansetzt, hat zum Ziele, die Beziehungen zwischen diesen Gesangsschätzen und ihre Eigenart aufzuhellen, den Kompositionsprinzipien der Melodien nachzugehen und, unter Konfrontierung mit liturgiegeschichtlichen Fakten, Einblicke in die Altersschichtung der Gesänge und melodischen Gestaltungsformen zu gewinnen. Weiterhin soll auch die Geschichte bestimmter Stilprinzipien wie z. B. der Psalmodie und gewisser Melodietypen durch Heranziehung der liturgischen Gesangsschätze des Orients klargelegt sowie ihr Nachleben in der einstimmigen Musik des Mittelalters verfolgt werden.

2. Wissenschaftliche Konferenzen:

Eine nicht unwesentliche Aufgabe erblickte das Institut in der Weiterführung der begonnenen Vortragsreihen, eine Gelegenheit, bei der nicht nur Gelehrte von Ruf, sondern auch die Nachwuchskräfte aus den eigenen Reihen im Rahmen ihrer Forschungsarbeiten zu Worte kommen sollen, bei der aber auch, und dies nicht zuletzt, den deutschen Wissenschaftlern in Rom ein gesellschaftlicher Rahmen zu persönlicher Fühlungnahme und Aussprache geboten werden sollte. Die monatlichen Konferenzen, die sich eines nicht geringen Interesses erfreuten, boten Themen aus der Musikwissenschaft (Dr. Raffalt), Kunstgeschichte (Dr. Künzle), Altertumswissenschaft (Dr. Schumacher), Rechtsgeschichte (Prof. Dr. Conrad) sowie Kirchengeschichte (Dr. Hallinger und Dr. Lenzenweger).

Dr. Rainer Raffalt, Rom, übermittelte in seinem Vortrage: „Religionspsychologische Bemerkungen zur Eingeborenen-Musik in Tanganjika" eigene Eindrücke eines sechswöchentlichen Aufenthaltes in der seit 50 Jahren von den Benediktinern geleiteten Missionsstation. In großen Linien entwarf der Redner Landschaft, Lebensbedingungen und Gewohnheiten dieser Eingeborenenstämme und konnte feststellen, daß in diesen Gebieten als Ausdruck der Gefühle weder Plastik noch Malerei in Erscheinung treten, sondern fast ausschließlich Musik und Tanz. Die Eigenart der Musik läßt sich daraus ersehen, daß sich ihre Form aus den wenigen Motiven der Furcht (vor den Gefahren des Busches und der Dämonen), des Hungers sowie der Freude zusammensetzt, durch dauernde Wiederholung ein und desselben Motives gewisse Trancezustände unter den Beteiligten erzeugt und in ihrer Monotonie lediglich durch die Rezitativs einzelner Sänger spontan unterbrochen wird. Dazu tritt, gleichsam als gesteigerte Form der Gefühlsäußerung, der religiöse Tanz, der in keinem Punkte improvisiert, sondern nach einem feststehenden religiösen Ritual eingeübt und durchgeführt wird, durch seine Technik mit dämonischer Gewalt den gesamten Stamm erfaßt und gegen die Einflußsphäre des Bösen immunisiert. Ein Weg, der mit gutem Erfolge zur Gewinnung dieser Stämme beschritten wurde, liegt nun darin, die vorhandenen Grundmotive sowie die gesamte Struktur von Tanz und Musik beizubehalten, um sie allerdings mit christlichem Ideengehalt zu erfüllen und in volkseigenen Liedstrophen singbar zu machen, ein Versuch, der durch die höchst originelle Fassung eines Adventsliedes belegt werden konnte.

Aus dem Gebiete der Altertumswissenschaft bot Dr. Walter Schumacher ein Referat über „Architektur und Heiligenkult in Syrien" (Beobachtungen und Aufnahmen einer Syrienreise). Als Stipendiat der Görres-Gesellschaft unternahm er eine zweimonatliche Studienreise nach Ägypten, Palästina und Syrien. Dabei hatte er Gelegenheit, nach einem vorgefaßten Plane an den frühchristlichen Kirchenbauten, vor allem in Syrien, Schürfungen und Vermessungen vorzunehmen und kam unter anderem zu dem Teilergebnis, daß der als Prothesis bezeichnete Raum nicht in erster Linie dem liturgischen Geschehen diente, sondern vielmehr dem Heiligen- bzw. Martyrerkult vorbehalten war und vielerorts zur Aufnahme von Sarkophagen diente. Die Wahrnehmung, daß die an Ort und Stelle gefundenen Sarkophage noch die typischen Einguß- und Ausflußöffnungen aufweisen, legen eine Form der Reliquienverehrung nahe, bei der das über die Reliquien gegossene Öl aufgefangen und als heilkräftige Eulogie mitgenommen zu werden pflegte, ein Brauchtum, das Schumacher durch eine Reihe von gut gewählten Stellen aus der frühchristlichen Literatur belegen konnte. Reiches Bildmaterial diente zum Verständnis und zur Rundung des Vortrages.

Bot P. Kassius Hallinger OSB, Rom, in seinen Ausführungen „Zur geistigen Welt der Anfänge Klunys" einen Einblick in die monastischen Reformbewegungen des 10. Jahrh. (nachzulesen in Deutsches Archiv 10,2 1953), so skizzierte Dr. Josef Lenzenweger, Linz a/Donau, in seiner Relation „Die rechtmäßigen Päpste von Avignon und das Deutsche Reich" fürs erste die kirchlichen, politischen, wirtschaftlichen und sozialen Hintergründe, die zum Babylonischen Exil geführt haben, umriß dann die Strahlungszentren, welche durch die Politik der Päpste, Gegenpäpste und Fürsten bald in Rom, Frankreich, Deutschland und Sizilien geschaffen worden sind und verwies abschließend auf das überreiche Aktenmaterial, das noch unausgewertet in den Archiven lagert. Da Frankreich das Hauptkontingent der Päpste von Avignon gestellt hat, war es von jeher ein französisches Anliegen, mit Hilfe des Staates durch die Bibliothèque des Écoles françaises d'Athènes et de Rome in ihren „Lettres communes des Papes d'Avignon" die Dokumente und Briefe dieser Epoche zu veröffentlichen. Das Hauptanliegen des Redners gipfelte in dem Wunsche, gerade auch von deutscher Seite die Bearbeitung und Herausgabe des in den Vatikanischen Archiven geborgenen Materials in Angriff zu nehmen.

Einen unverkennbaren Höhepunkt der Vortragsreihe bildeten die Darlegungen des H. Generalsekretärs der Görres-Gesellschaft, Professor Dr. Hermann Conrad, über „Die deutsche Familienrechtsreform in rechtsgeschichtlicher und politischer Sicht". Die auf klarer Grundlage aufgebauten und mit zwingender Logik durchgeführten Beweismomente verrieten nicht nur eine Sachkenntnis ungewöhnlicher Art, sondern auch eine Persönlichkeit, die auf Gedeih und Verderb mit der Sache verflochten ist. Die Ausführungen im einzelnen sind abgedruckt in den Veröffentlichungen der Arbeitsgemeinschaft für Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen, Geisteswissenschaften, Heft 12/1953, Opladen und Köln.

Dr. Paul Künzle behandelte in seinem Vortrage „La Religione" eine Allegorie Tizians und eine Magdalenen-Legende, die Entstehung bzw. ursprüngliche Vorlage der drei unter diesem Titel bekannten Werke Tizians. Eine Fassung, die für den Herzog von Ferrara erstellt wurde, bei einer Gelegenheit, die noch deutlich herauszuspüren ist, und zwar in einem Augenblicke, da der Bildgedanke in seiner Gestalt noch nicht festgelegt war, befindet sich in der Galleria Doria-Pamphyli. Jene Fassung, die am berühmtesten wurde und sich im Prado zu Madrid befindet, wurde nach dem Türkensiege bei Lepanto und nach Bekämpfung der Neuerer in den Niederlanden mit

Apostrophierung dieser Fakta König Philipp II. gewidmet und durch den Titel „Spanien kommt der Religion zu Hilfe" zeitgemäß interpretiert. Eine dritte Fassung, die für Kaiser Maximilian II. bestimmt war und nur mehr aus einem Stiche von Giulio Fontana erschlossen werden kann, ist spurlos verschwunden. Vasari weiß dazu ergänzend zu berichten, daß Tizian, um dem Drängen des hohen Bestellers gerecht zu werden, ein Bild, das bereits seit langem, ohne einen Liebhaber gefunden zu haben, in seinem Atelier lagerte, zurechtschnitt und umarbeitete. Der Redner führte nun den Nachweis, daß dem Künstler für die Konzeption des wiederverwendeten Bildes eine weniger bekannte Magdalenen-Legende gedient hatte. Der Werdegang sei so zu denken, daß aus der kauernden Magdalena die bedrohte „Religio", aus dem zu Hilfe eilenden Engel in dem einen Falle die „Victoria" und in dem anderen „Spanien" geworden sei.

3. *Geschichtlich-archäologisch orientierte Führungen:*

Diese wurden aus dem Bedürfnis, die Mitglieder des Institutes auf kameradschaftlicher Basis zusammenzufügen und sie unter fachkundiger Leitung an die Monumente der Kunst und Geschichte heranzuführen, geboren. So besichtigte man in L a t e r a n o die von Konstantin gestiftete Erlöserkirche, die unter dem Mittelschiffe freigelegte Kaserne der Equites Singulares, die Ummantelung des konstantinischen Baues durch Borromini sowie das in den Kirchenverband miteinbezogene Baptisterium. Ein Besuch in S. C l e m e n t e vermittelte einen vertikalen Schnitt durch die Geschichte der Kirche: christliche Memoria und Heiligtum des Mithra im Bereiche römischer Hausanlagen, die Entwicklung einer christlichen Saalkirche zur reichgegliederten Basilika in einem mittleren Stockwerke, deren Zerstörung in der Normannenzeit und ihre Überbauung durch die heutige Basilika. Bei SS. G i o v a n n i e P a o l o auf dem Monte Celio, das ebenfalls die Entwicklung einer christlichen Kultanlage im Rahmen eines römischen Privathauses dokumentiert, bot sich ein Beispiel, wie erstmals innerhalb der Stadtmauern ein Martyrergrab mit der entsprechenden Confessio mit dem Verwaltungstyp einer Titelkirche verbunden worden ist. Gab S. S e b a s t i a n o an der Via Appia, das als Memorialkirche zur Verherrlichung der Vestigia Apostolorum errichtet und im Laufe der Zeit als Zömeterialkirche nutzbar gemacht worden ist, ein Beispiel dafür, wie eine christliche Kirche im Rahmen einer heidnischen Friedhofsanlage entstehen konnte, so dokumentierte S a n t' A g n e s e an der Via Nomentana die Grundidee einer Katakombalkirche, d. h. einer Anlage, die, um bis auf das Martyrergrab vorzustoßen, unter Zerstörung der Katakombengänge bis zu dreiviertel der Höhe in die Erde eingelassen wurde. S a n t a C o n s t a n z a , als Mausoleum der kaiserlichen Prinzessinnen, gab Anlaß zu einem Exkurs über Kaiserkonsekration und Retro Sanctos. Eine weitere Form der Memorienkirchen wurde an dem Beispiel S a n t a C r o c e i n G e r u s a l e m m e illustriert und die Umwandlung eines kaiserlichen Prunksaales in eine Kirche sowie deren weitere Schicksale an den Eigenarten des Monumentes verfolgt. Eine Wanderung längs der V i a A p p i a führte von dem Kirchlein „Domine quo vadis" zum Tempel des „Deus rediculus", zwischen denen ein religionsgeschichtlicher Zusammenhang bestehen dürfte, und abschließend zur Grotte der Nymphe Egeria, ein Quellenheiligtum im Villenbezirk des Cl. Atticus, das im Verband mit einem Kulttempel im Rahmen des örtlichen Demeterkultes eine Rolle gespielt haben dürfte.

4. Zusammenarbeit mit den Kulturinstituten:

Die Fühlungnahme und Zusammenarbeit mit dem österreichischen sowie schweizerischen Kulturinstitut wie auch mit den deutschen und ausländischen Forschungsinstituten in Rom vollzog sich auf der Basis gegenseitiger Hochschätzung, die auch bei den jeweiligen wissenschaftlichen, kulturellen und gesellschaftlichen Veranstaltungen sichtbar zum Ausdruck gebracht wurde. Eine Vertretung des Institutes auf dem neunten internationalen Byzantinischen Kongresse in Saloniki erfolgte durch den Vizedirektor, jene auf dem Fünfländerkongreß in Spanien durch den Direktor selbst. In beiden Fällen erfolgte die Teilnahme auf eigene Kosten, da von seiten des Institutes für derartige Zwecke keinerlei Mittel zur Verfügung stehen.

5. Bibliothek:

Für die im Camposanto Teutonico untergebrachte Bibliothek des Instituts konnte im Berichtsjahre durch die Vermittlung der Görres-Gesellschaft dankenswerterweise der namhafte Betrag von 4000,— DM zur Verfügung gestellt werden. Das Geld wurde in erster Linie zur Ergänzung fehlender Sammelwerke sowie zum Bezuge der notwendigsten Zeitschriften auf dem Gebiete der Geschichte und Altertumswissenschaft verwendet. Obwohl die im letzten Jahresberichte bescheiden angeführte Bitte um Zuwendungen von Bücherspenden bzw. Separatabzügen keine Beachtung gefunden hat, möge sie als Abschluß des vorliegenden Berichtes erneut allen Lesern, vor allem den Alt-Camposantinern unterbreitet werden.

6. Sonstiges:

Besondere Erwähnung verdient noch der Besuch des H. Generalsekretärs der Görres-Gesellschaft, des H. Univ.-Professor Dr. H. Conrad, in Rom, der die Gelegenheit vor allem dazu benützte, mit den wissenschaftlichen Vertretern der Vatikanischen Bibliothek sowie mit dem Kulturreferenten der Deutschen Botschaft am Quirinal in Verbindung zu treten. Ein weiteres Ergebnis dieses Besuches ist auch die Fertigstellung des Vertrages zwischen dem Römischen Institute und dem Camposanto Teutonico einerseits sowie mit dem Verlage Herder in Freiburg andererseits, der das Wiedererscheinen der Römischen Quartalschrift nach zehnjähriger Pause rechtlich sichern soll. Auf der Jahresversammlung der Görres-Gesellschaft in Münster konnten verschiedene schwebende Fragen geklärt und das Ergebnis in den „Satzungen für das Römische Institut der Görres-Gesellschaft" zusammengefaßt werden.

Ludwig Voelkl

Satzungen für das Römische Institut der Görres-Gesellschaft

I. Zweck und Gliederung des Instituts

Art. 1: Das Römische Institut der Görres-Gesellschaft hat als hauptsächlichen Zweck die Erforschung und entsprechende wissenschaftliche Veröffentlichung der in den Archiven und Bibliotheken des Vatikans, Roms und Italiens beruhenden Quellen zur christlichen Altertumskunde und Kirchengeschichte — unter besonderer Berücksichtigung der Kirchengeschichte Deutschlands. Damit verbunden, verfolgt es den weiteren Zweck, katholischen Archäologen und Historikern — Geistlichen wie Laien — die Gelegenheit zu wissenschaftlichen Publikationen und Vorträgen zu bieten.

Art. 2: Das Römische Institut hält Fühlung mit den anderen wissenschaftlichen Instituten in Rom sowie mit den dort befindlichen deutschen Instituten.

Art. 3: Das Institut hat seinen Sitz im Camposanto Teutonico, Città del Vaticano, Via della Sagrestia 17. Die Bibliothek des Instituts ist darum mit der Bibliothek des Campo Santo vereinigt und wird zugleich mit dieser verwaltet. Doch wird über die aus den Mitteln der Görres-Gesellschaft gemachten Anschaffungen ein besonderes Register geführt, und die entsprechenden Bücher erhalten einen besonderen Stempel.

Art. 4: Die Jahresbeiträge der in Italien lebenden Mitglieder der Görres-Gesellschaft fallen dem Römischen Institut zu. Außerdem gewährt die Görres-Gesellschaft Zuschüsse in bar zur Bestreitung der laufenden Ausgaben.

II. Die Leitung des Instituts

Art. 5: Das Institut besteht aus einem leitenden Ausschuß, aus dem Direktor, dem Vizedirektor, den Stipendiaten und zahlenden Mitgliedern.

Art. 6: Der leitende Ausschuß besteht aus mehreren Mitgliedern, die vom Vorstand der Görres-Gesellschaft, nach vorheriger Fühlungnahme mit dem jeweiligen Direktor des Instituts, auf unbestimmte Zeit ernannt werden. Der Direktor, im Falle seiner Behinderung der Vizedirektor des Instituts, sind ständige Mitglieder dieses Ausschusses.

Art. 7: Aufgabe des leitenden Ausschusses ist die allseitige Förderung der Arbeiten und Veröffentlichungen des Instituts. Im besonderen bestimmt der Ausschuß:

a) die zu behandelnden Themata für die Stipendiaten;
b) die Form der Publikationen der von den Mitgliedern des Instituts unternommenen Forschungen;
c) er versammelt sich regelmäßig bei der alljährlichen Generalversammlung der Görres-Gesellschaft. Die Sitzung wird von dem Präsidenten der Görres-Gesellschaft oder dem von ihm bestimmten Vertreter geleitet.

Art. 8: Der Direktor hat die örtliche Leitung der Tätigkeit des Instituts. Er wird vom Vorstand und Beirat jeweils auf drei Jahre ernannt.

Art. 9: Der Direktor hat im einzelnen folgende Aufgaben:

a) Er vertritt das Institut gegenüber anderen Instituten und Körperschaften wie Behörden, mit denen es in Verbindung steht;
b) er leitet die wissenschaftlichen Arbeiten der Stipendiaten, die ihm über ihre Forschungen regelmäßig zu berichten haben, und überwacht die Publikationen des Instituts;
c) er ist Mitherausgeber der Römischen Quartalschrift und als solcher mitverantwortlich für ihre Gestaltung;
d) er berichtet über die Arbeiten des Instituts an den Vorstand;
e) er bereitet die Sitzungen des leitenden Ausschusses vor und macht Vorschläge für Ernennung von Stipendiaten gemäß den jeweiligen Erfordernissen des Instituts.

Art. 10: Der Vizedirektor hat die Vertretung des Direktors in allen Angelegenheiten des Instituts. Er wird vom Vorstand der Görres-Gesellschaft jeweils auf drei Jahre ernannt.

Art. 11: Im einzelnen obliegen ihm folgende Aufgaben:

a) Er führt das Protokoll und verwaltet die Kasse;

b) er besorgt die Bücheranschaffungen und verwaltet Bibliothek und Archiv des Instituts. Er übermittelt dem Vorstand halbjährlich ein Verzeichnis der inventarisierten Neuerwerbungen;

c) er besorgt den Austausch der Zeitschriften und, zusammen mit den Redaktoren, die Anforderung der zu besprechenden Bücher;

d) er erstellt die regelmäßigen Berichte für den Jahresbericht der Görres-Gesellschaft.

III. Die Stipendiaten des Instituts

Art. 12: Die Stipendiaten werden möglichst auf zwei Jahre durch den Vorstand der Görres-Gesellschaft entsandt, der auch die Höhe des Stipendiums bestimmt. Dabei wird, soweit angängig, berücksichtigt, ob der Stipendiat Priester oder Laie ist, ob er eine Freistelle im Priesterkolleg am Camposanto erhält oder nicht. Die Stipendien werden über das Römische Institut überwiesen und von diesem den Stipendiaten ausbezahlt. Eine vorzeitige Abberufung der Stipendiaten ist aus wichtigen Gründen möglich.

Art. 13: Die mit besonderem Auftrag entsandten Stipendiaten haben in erster Linie die ihnen zugewiesenen Forschungsarbeiten nach den Bestimmungen des leitenden Ausschusses und des Direktors durchzuführen. Sie sind verpflichtet, die Arbeitsstunden der Archive und Bibliotheken gewissenhaft auszunützen und auch daneben in den entsprechenden Büchersammlungen Roms das zur Bearbeitung ihrer Quellen oder anderweitiger Publikationen notwendige Material zu sammeln.

Neben der Hauptarbeit für die systematischen Veröffentlichungen des Instituts können die mit besonderem Auftrag entsandten Stipendiaten im Einverständnis mit dem Direktor, die sonstigen Stipendiaten allgemein eine Arbeit mit dem Ziel besonderer Publikation (z. B. Habilitationsschrift) in Angriff nehmen. Für wissenschaftliche Aufsätze berücksichtigen sie in erster Linie das „Historische Jahrbuch" und die „Römische Quartalschrift". Dem Direktor steht die Beaufsichtigung der Arbeit der Stipendiaten zu.

Art. 14: Die von den Mitgliedern des Instituts in dessen Auftrag bearbeiteten Materialien werden Eigentum des Instituts, das über deren Veröffentlichung verfügt. In der Regel soll die Veröffentlichung dem Bearbeiter des Materials zugewiesen werden. Stellen sich im Laufe der Zeit Schwierigkeiten für eine rechtzeitige und sachgemäße Vorbereitung der Publikation heraus, kann der leitende Ausschuß über diese anderweitig verfügen.

Art. 15: Jeder Stipendiat und Mitarbeiter an den Publikationen des Instituts macht dem Direktor am Schlusse jedes Geschäftsjahres einen schriftlichen Bericht über seine Arbeiten.

Art. 16: Jeder Stipendiat verpflichtet sich bei Ernennung durch Unterschrift unter ein Exemplar der vorliegenden Satzungen, für die Zeit seiner Zugehörigkeit zum Institut und seiner Mitarbeit an dessen Publikationen die vorstehenden Bestimmungen zu beachten.

IV. Die zahlenden Mitglieder des Instituts

Art. 17: Die zahlenden Mitglieder des Instituts sind Mitglieder der Görres-Gesellschaft mit allen gegenseitigen Rechten und Pflichten. Gemäß Art. 4 der vorliegenden Satzungen zahlen sie den jeweiligen Jahresbeitrag an das Römische Institut.

V. Die Beziehungen zum Priesterkolleg am Camposanto Teutonico

Art. 18: Es ist wünschenswert, daß der Vizedirektor des Römischen Instituts zugleich auch die Bibliothek des Priesterkollegs am Camposanto verwaltet.

Art. 19: Die Stipendiaten des Römischen Instituts, Geistliche wie Laien, wohnen in der Regel im Priesterkolleg am Camposanto und nehmen an dessen Veranstaltungen teil.

Art. 20: Das Priesterkolleg am Camposanto stellt seinen großen Museumssaal für die Abhaltung der monatlichen Vorträge sowie sonstiger Veranstaltungen des Römischen Instituts kostenlos zur Verfügung.

Art. 21: Das wissenschaftliche Organ des Römischen Instituts ist die Römische Quartalschrift, die in Verbindung mit dem Priesterkolleg am Camposanto herausgegeben wird.

Die Spanischen Forschungen

Im Berichtsjahr wurden in Madrid die entscheidenden Vorbereitungen durchgeführt zur Wiedereröffnung der im spanischen Bürgerkrieg zerstörten Bibliothek der Görres-Gesellschaft. Die Räume sind vom Consejo Superior de Investigaciones Científicas in dessen Hauptgebäuden (Serrano 123) zur Verfügung gestellt. Unweit dieses bibliothekarischen und archivalischen Zentrums wird gleichzeitig ein Haus für das Deutsche Archäologische Institut eingerichtet (Serrano 159) mit Abteilungen für Vorgeschichte, klassische und westgotische Archäologie.

Einen äußeren Ausdruck der Normalisierung der Verhältnisse bietet auch das Wiedererscheinen unserer „Spanischen Forschungen", deren Veröffentlichung seit 1941 unterbrochen war. Der 9. Band der „Gesammelten Aufsätze" (Aschendorff, Münster 1954) enthält Beiträge aus den verschiedensten Epochen und Bereichen der spanischen Kulturgeschichte. Er wurde zum Zeugnis der traditionellen freundschaftlichen Zusammenarbeit deutscher und spanischer Forscher der Universität Salamanca als Festschrift anläßlich ihrer 700-Jahr-Feier am 10. Oktober 1953 vom Unterzeichneten feierlich überreicht. Werden die „Gesammelten Aufsätze" auch im Geiste Heinrich Finkes fortgeführt, so ergab sich bei der langen Unterbrechung doch die Notwendigkeit einer Ausgestaltung durch Literaturberichte und persönliche Nachrichten, sei es, um die in der Orientierung entstandene Lücke zu überbrücken, sei es, den in der Zwischenzeit vom Tod heimgeholten Hispanisten, darunter auch unsern engeren Mitarbeitern M. Honecker † 1941, F. Valls Taberner und L. Pfandl † 1942, H. Obermaier und Eugen Wohlhaupter † 1946, J. Sauer † 1949, L. Klaiber und A. Allgeier † 1952, ein Wort des Gedenkens zu widmen.

Von unsern Stipendiaten verlegte Herr Dr. Bihler seinen Arbeitsplatz nach Barcelona; an die Stelle von Herrn Dr. Dr. Matern, der das von ihm gesammelte Material in Deutschland verarbeitet, trat zum 1. Oktober 1953 Herr Dr. Brüggemann, der (in Madrid) den Verfall des Symbols in der spanischen Literatur untersucht.

An der GV der Görres-Gesellschaft in Münster beteiligten sich der Herr Weihbischof von Vich, Dr. Ramon Masnou, sowie die Herren Professor Dr. A. Griera und Dr. J. Vives aus Barcelona, dazu aus Portugal Herr Professor Dr. J. Oliveira S. J.

Es ist geplant, die Zusammenarbeit stärker auch auf Portugal und Lateinamerika auszudehnen.

Johannes Vincke

Das Orientalische Institut der Görres-Gesellschaft in Jerusalem

Ein Rückblick [1])

Gelegentlich der Generalversammlung der Görres-Gesellschaft zu Mainz 1904 sprach Domkapitular Dr. Josef Selbst in einem ausführlichen Referat über deutsche Orientforschung und katholische Wissenschaft den Gedanken aus, daß die Forschungsinteressen der Görres-Gesellschaft auch auf den Orient auszudehnen seien. Eine gleichlautende, kurze Anregung hatte der Präsident Georg Graf von Hertling in einer vorausgehenden Vorstandssitzung gegeben [2]). Sein Appell zur fruchtbaren Beteiligung an der Orientforschung fand theoretischen Widerhall in den drei folgenden Jahren bei den Beratungen der Sektion für Altertumskunde und wurde besonders von dem Sektionsleiter Professor J. Kirsch unterstützt.

Maßgebend für die Verwirklichung des Gedankens war die Eröffnungsrede des Präsidenten von Hertling zur Generalversammlung in Paderborn am 24. September 1907 in ihrem Schlußteil, wo er auf die in den letzten Jahrzehnten gesteigerte Anziehungskraft des alten Orients in der wissenschaftlichen Forschung und auf die Fortschritte in der Erkenntnis der Beziehungen zwischen morgenländischer und abendländischer Kultur hinwies und dann fortfuhr: „Ist es vorzeitig, ist es verwegen, wenn ich der Erwägung der heutigen Versammlung und den Mitgliedern der Görres-Gesellschaft den Vorschlag unterbreite, in Jerusalem ein Institut für orientalische Altertumskunde zu errichten? Ein Institut, wie das römische, dessen schöne Erfolge zur Nachahmung anspornen, und ein Institut in Jerusalem, weil die wissenschaftliche Erforschung des Heiligen Landes zweifellos bei unseren Gesinnungsgenossen die wärmste Sympathie erwecken und das neue Unternehmen unserer Gesellschaft neue Freunde gewinnen müßte, nicht minder aber auch darum, weil in Jerusalem schon jetzt wissenschaftliche Anstalten ähnlicher Art bestehen, mit denen die unserige in friedlichen Wettbewerb zu treten hätte [3])." Dieser Anregung wurde noch bei der gleichen Tagung durch Einsetzung einer vorbereitenden Kommission stattgegeben.

Die wiederholten Beratungen über Arbeitsplan und Finanzierung führten zu dem Ergebnis, daß im Februar 1909 die ersten zwei Stipendiaten, Dr. Paul K a r g e , Privatdozent in Breslau, und Dr. Konrad L ü b e c k , Oberlehrer in Fulda, ihre Arbeiten an der „Wissenschaftlichen Station der Görres-Gesellschaft in Jerusalem" beginnen konnten — so zunächst die Bezeichnung laut Beschlusses zu Metz 1910. Dank dem Entgegenkommen des Deutschen Vereins vom Hl. Land konnte die Station — bald auch mit einer Fachbibliothek — in dem dem Verein gehörigen Paulus-Hospiz vor dem Damaskustor eingerichtet werden. Karge, der bis zum Oktober 1911 im Lande verblieb, widmete sich vornehmlich der topographisch-historischen Erforschung Nordgaliläas und des Ufergebietes des Sees Genesareth und der frühchristlichen Denkmäler. Es gelangen ihm höchst bedeutsame prähistorische Funde und die erstmalige Entdeckung der alten Brotvermehrungskirche. Karge belieferte auch das erste Heft des neuen Publikationsorgans C o l l e c t a n e a H i e r o s o l y m i t a n a (Verlag F. Schöningh, Paderborn) mit dem Titel: „Rephaim. Die vorgeschichtliche Kultur Palästinas und Phöniziens" (1918). Das Werk wurde von der Kritik allgemein als wissenschaftliche Leistung ersten Ranges beurteilt und brachte dem Verfasser den seltenen Erfolg ein, daß eine zweite Auflage notwendig wurde (1925), die er

[1]) An der Hand der Jahresberichte der Görres-Gesellschaft.
[2]) Siehe Jahresbericht für 1904, S. 10—13.
[3]) Siehe Jahresbericht für 1907, S. 49 f.

selbst freilich nicht mehr in Druck bringen konnte, da er allzufrüh am 22. Oktober 1922 verstarb.

Lübecks Arbeitsinteressen bezogen sich hauptsächlich auf die Liturgiegeschichte des altchristlichen Orients. Berufshalber kehrte er im Mai 1910 nach Fulda zurück. Auch in der Zukunft blieb es die Regel, daß von den Stipendiaten, gewöhnlich zwei, der eine den alten Orient, der andere den christlichen Orient in sein Interessengebiet einbezog. — Als Nachfolger Lübecks vom Oktober 1910 bis Juli 1911 beschäftigte ich mich mit den arabischen Handschriftenbeständen in den Bibliotheken Jerusalems und an der Katholischen Universität in Beirut und sammelte Material für die damals schon in Vorbereitung genommene Geschichte der christlichen arabischen Literatur. Kataloge der Handschriften veröffentlichte ich — mit A. Baumstark und A. Rücker — in mehreren Jahrgängen des Oriens Christianus.

Die Nachfolgerschaft Karges trat im Oktober 1911 der Salvatorianer-Pater Dr. Andreas Evarist M a d e r an. Dieser sein erster Aufenthalt erstreckte sich bis Juni 1914 und galt topographischen Untersuchungen in weitem Raum, deren Ergebnisse zum Teil in der Monographie „Altchristliche Basiliken und Lokaltraditionen in Südjudäa" (Paderborn 1918) niedergelegt sind. Erkundungsreisen mit ähnlichen Zwecken führten Mader auch ins Ostjordanland und nach Nordpalästina, dorthin zusammen mit Dr. Adolf R ü k k e r (Privatdozent in Breslau), der im Frühjahr 1912 eingetroffen war und bis März 1914 verblieb. Seine Forschungsziele lagen auf dem Gebiet des altchristlichen Orients. Im August 1913 führte ihn eine Studienreise nach Syrien, wo er seine in Jerusalem begonnene Beschäftigung mit syrischen Handschriften zum Zwecke liturgiegeschichtlicher Ausnützung fortführte. Der Ertrag dieser Quellenstudien erschien in mehreren Beiträgen zum Oriens Christianus und an anderen Orten.

Im April 1914 trafen als neue Stipendiaten ein P. Michael H u b e r O.S.B. vom Stift Metten, der orientalische Legendentexte sammelte, und Dr. Johann S t r a u b i n g e r (von der Diözese Rottenburg), der ethnologische Studien beabsichtigte. Dieser mußte sich beim Ausbruch des Krieges der heimatlichen Militärbehörde zur Verfügung stellen und reiste am 13. August ab. P. Huber konnte seinen Aufenthalt noch einige Zeit verlängern. Dann kamen die Arbeiten der Wissenschaftlichen Station — weiterhin behindert durch die dem Krieg folgenden Inflationskrisen — zum völligen Stillstand.

Die nach Kriegsschluß fortdauernde Belegung des Paulus-Hospizes durch die englische Mandatsmacht veranlaßte die zurückgekehrten Lazaristen-Patres als Beauftragte des Deutschen Vereins vom Hl. Land, ein ihnen belassenes Haus im Garten durch Aufbau eines Stockwerkes zu erweitern, und in diesem Neubau wurden mehrere Räume für die Unterbringung der erhalten gebliebenen Bibliothek und für die Benützung durch die nachkommenden Stipendiaten zur Verfügung gestellt — er bekam die Bezeichnung „Görres-Heim".

Die zweite Periode der von der Görres-Gesellschaft geleiteten Forschertätigkeit in Palästina begann mit der Rückkehr P. Maders im Februar 1925, der zunächst und vorübergehend, nämlich bis zur Vollendung des vorgenannten Neubaues, gastliche Aufnahme bei den Benediktinern im Sionskloster fand. Er erhielt auch von der Mandatsregierung als erster Deutscher nach dem Krieg die Erlaubnis und die Empfehlung zu wissenschaftlichen Erkundungsreisen und archäologischen Grabungen. In Anerkennung des bisher Geleisteten wurde bei der Vorstandssitzung in Trier 1926 die Station zum Institut erhoben und P. Mader zum Direktor ernannt.

Seine weitaus erfolgreichste Grabung und Untersuchung galt den Resten des altjüdischen Heiligtums an der Abrahamseiche bei Hebron(Mambre), das

später zu einem christlichen Heiligtum umgestaltet wurde und bis in die frühislamische Zeit hineinreichte (Haret al-chalîl). — Auch Dr. Adolf Rücker, nunmehr Universitätsprofessor in Münster i.W., konnte vom Frühjahr bis Herbst 1925 seine literarhistorischen und liturgiegeschichtlichen Quellenforschungen fortsetzen, während es mir schon ein Jahr zuvor mit der Unterstützung der Görres-Gesellschaft und von anderen Seiten ermöglicht war, nach einem Studienaufenthalt von 8 Monaten in Ägypten wenigstens 6 Wochen das Görres-Heim in Jerusalem zum Standort meiner bibliothekarischen Forschungen zu nehmen.

Im Arbeitsbereich P. Maders gesellten sich ihm bei Professor Dr. Friedrich S t u m m e r (damals in Würzburg) vom Mai 1927 bis April 1929, und nach ihm, bis Ostern 1930 Dr. Friedrich S c h m i d t k e , den im besonderen die Frage der Einwanderung der Israeliten in Kanaan beschäftigte.

Direktor Mader selbst war wiederholt durch Erkrankung an seinen Arbeiten verhindert. Im Winterhalbjahr 1930/31, als er zur Erholung in der Heimat weilte, übernahm Professor A. Rücker die Leitung des Instituts und benützte diese Zeit auch zu einer ergiebigen Forschungsreise nach Syrien und dem Irak. Erst im Frühjahr 1932 hatte Direktor Mader infolge — vorübergehender — Besserung seiner Gesundheit die Möglichkeit, nach der ersehnten Stätte seiner großen Wirksamkeit zurückzukehren und an die Ausführung eines Planes heranzutreten, der von einer Kommission im Frühjahr 1930 beraten und bei der Generalversammlung zu Köln im Herbst desselben Jahres beschlossen worden war, nämlich die gründliche archäologische Frforschung des Besitztums des Deutschen Vereins vom Hl. Land am See Genesareth.

Die bedeutsamsten Ergebnisse waren die Aufdeckung und Konservierung des wunderbaren Mosaikbodens der Brotvermehrungskirche mit Unterstützung durch Dr. Puttrich-Reignard (Köln)[4]) und die Freilegung eines bis dahin rätselhaften Ruinenkomplexes, Chirbet el-Minje, wieder mit Beihilfe des genannten Fachmanns und des Dr. Alfons M. S c h n e i d e r , der 1935 die ergiebigen Ausgrabungen mit finanzieller Unterstützung durch die Berliner Museen fortsetzte. Das Resultat war die Feststellung eines früharabischen Kastells mit künstlerischen Mosaikböden[5]). Dr. Schneider, der schon 1929 dem Jerusalemer Institut als Stipendiat zugeteilt war, befaßte sich auch mit der Vorbereitung zur Ausgabe eines C o r p u s B a s i l i c a r u m P a l a e s t i n e n s i u m[6]).

Vom Oktober 1932 bis Frühjahr 1934 war — mit einer kürzeren Unterbrechung — auch Dr. J. P o h l (Erzdiözese Köln) am Institut und plante Untersuchungen über altjüdische Grabanlagen.— Leider mußte Direktor Mader, dessen Leistungen und Erfolge immer wieder internationale, höchste Anerkennung erfuhren — er wurde auch von der englischen Mandatsregierung zum Member of the Archaeological Advisory Board of the Department of Antiquities ernannt — wegen seines zunehmenden Leidens die Stätte seines jahrelangen, so überaus erfolgreichen Schaffens 1932 für immer verlassen. Er hielt aber in der Folgezeit in Deutschland und im Ausland zahlreiche öffentliche Vorträge über die Arbeiten des Instituts und bereitete die monumentalen Publikationen über seine Ausgrabungen vor.

Nach Abschluß der Ausgrabungsarbeiten Dr. A. M. Schneiders in Galiläa 1935 konnten wegen Devisenschwierigkeiten und der allgemeinen gespann-

---

[4]) Siehe vier längere Artikel von P. A. E. Mader mit vielen Abbildungen in der Zeitschrift Das Hl. Land 1934, und Collectanea Hierosolymitana Bd. IV: A. M. Schneider, Die Brotvermehrungskirche von el-tâbga am Genesarethsee und ihre Mosaiken (1934).

[5]) Siehe Jahresbericht für 1937, S. 12—17.

[6]) Siehe Jahresbericht für 1929/30, S. 33 f.

ten Lage weder ein Direktor noch Stipendiaten an das Institut geschickt werden. Immerhin wurden die Interessen des Instituts noch einige Zeit gewahrt und vertreten durch Dr. Clemens K o p p (Studienrat in Paderborn). Dieser hatte schon 1925—27 die deutschen Borromäus-Schwestern in Haifa seelsorglich betreut und war von 1936 an zu gleicher Tätigkeit in deren Haus auf dem Karmel gekommen nach vorübergehendem Aufenthalt in Jerusalem in der Eigenschaft als Stipendiat. Bei gelegentlichen Besuchen von dort aus hielt er das Görres-Heim und seine Bibliothek in Ordnung, wurde aber im Laufe des Krieges interniert und verbrachte nach seiner Freilassung Ende 1942 eine Zeitlang im Sionskloster. Zahlreich sind seine, auch in die Interessen des jerusalemischen Instituts einschlägigen, geschichtlichen Untersuchungen und Publikationen über palästinische Heiligtümer und Pilgerorte [7]).

Nebst Dr. Kopp haben die in Jerusalem wirkenden Lazaristen-Patres, an erster Stelle der jetzige Rektor P. Johann S o n n e n , das nicht genug zu würdigende Verdienst, für die Erhaltung des Bestandes der umfangreichen und wertvollen Bibliothek des Orientalischen Institutes bei vielen Gefahren der Verschleuderung infolge wiederholter Verlagerungen und zeitweiliger Beschlagnahme treuestens gesorgt zu haben. — Ein großer Wohltäter des Instituts war auch Prinz Johann Georg, Herzog zu Sachsen, durch dessen finanzielle Unterstützungen sein Bestand besonders in den zwanziger Jahren gesichert wurde [8]).

Zur Vervollständigung des rückschauenden Berichtes sei noch darauf hingewiesen, daß vom Vorstand bei der Generalversammlung zu Breslau im Oktober 1929 neben den Satzungen für das Römische Institut auch solche für das Orientalische Institut in Jerusalem beschlossen wurden [9]). Die 12 Artikel betreffen Zweck und Leitung des Instituts, Rechte und Aufgaben des Direktors und die Arbeitsordnung der Stipendiaten.

Georg Graf

VI. Aus der Arbeit der Gesellschaft

Seit ihrer Gründung im Jahre 1876 hat die Görres-Gesellschaft Wert darauf gelegt, keine reine Gelehrten-Gesellschaft zu sein, sondern eine breite Grundlage im katholischen Volke Deutschlands zu haben. Darauf ist es zurückzuführen, daß die Gesellschaft zeitweilig eine hohe Mitgliederzahl (bis zu 4700 im Jahre 1924) aufweisen konnte. Durch die Auflösung der Gesellschaft im Jahre 1941 und den Verlust ihrer Mitgliederkartei hat die Gesellschaft erhebliche Verluste an Mitgliedern erlitten. Trotz aller Bemühungen, die Mitgliederzahl seit der Wiederbegründung zu erhöhen, ist es bisher nicht gelungen, die anderthalbtausend zu erreichen. Die Görres-Gesellschaft wird aber die zahlreichen ihr zufallenden Aufgaben nur erfüllen können, wenn sie über einen wesentlich größeren Mitgliederbestand verfügt. Es ist zu hoffen, daß die Ziele und Arbeiten der Gesellschaft durch die jährlichen Generalversammlungen in weiten Kreisen des katholischen Volkes bekannt und so neue Mitglieder geworben werden.

In der letzten Zeit ist häufig beanstandet worden, daß der Jahresbericht der Görres-Gesellschaft als „Gegengabe für den Mitgliedsbeitrag" nicht mehr den früheren Leistungen der Gesellschaft entspreche. In früheren Jahren konnte die Gesellschaft allerdings ihren Mitgliedern umfangreichere

[7]) Siehe vor allem Collectanea Hierosolymitana Bd. III: Clemens Kopp, Elias und Christentum auf dem Karmel (1929).
[8]) Siehe Jahresbericht für 1938, S. 55.
[9]) Siehe Jahresbericht für 1928/29, S. 42, 123 f.

Jahresgaben zuleiten. Es muß aber darauf hingewiesen werden, daß die Druckkosten heute etwa das Dreifache von 1939 betragen. Anderseits bildet der Mitgliedsbeitrag kein Entgelt für die Leistungen der Görres-Gesellschaft an die Mitglieder. Der Jahresbeitrag soll als finanzielle Unterstützung der Arbeiten und Ziele der Gesellschaft dienen. Im Verhältnis zu dem, was die Mitglieder des Vorstandes, die Leiter der Sektionen sowie der Präsident und der Generalsekretär an finanziellen Opfern für die Gesellschaft bringen müssen, ist der Mitgliedsbeitrag gering.

Seit ihrer Wiederbegründung hat sich die Gesellschaft bemüht, die alte Überlieferung fortzuführen, wissenschaftliche Werke in großem Umfange zu publizieren. Hier stehen an erster Stelle die Acta Concilii Tridentini, von denen schon bald nach der Wiederbegründung der Gesellschaft ein Band erscheinen konnte (Band VI von Professor Freudenberger). Nunmehr ist ein weiterer Band in Druck (Band VII von Pfarrer Birkner). Außerdem ist ein weiterer Band VI, 2 von Professor Freudenberger in Vorbereitung. Das Historische Jahrbuch kann wieder regelmäßig erscheinen und hat mit dem 73. Band nunmehr den regelmäßigen Jahresturnus erreicht. Es steht weiter unter der bewährten Leitung von Professor Dr. Johannes Spörl (München). Auch das Philosophische Jahrbuch (Herausgeber Professor Dr. Alois Dempf, München) sowie das Kirchenmusikalische Jahrbuch (Herausgeber Professor Dr. Karl Gustav Fellerer, Köln) erscheinen wieder regelmäßig. Einige Schwierigkeiten bereitete jedoch das Jahrbuch für Psychologie und Psychotherapie, das von dem verstorbenen Leiter der Sektion für Psychologie und Psychotherapie Professor Dr. Gustav Kafka (Würzburg) 1952 gegründet worden war. Das Jahrbuch hat bisher noch nicht den genügenden Absatz gefunden; doch hofft die Gesellschaft, sein weiteres Erscheinen sicherstellen zu können. Als wissenschaftliches Publikationsorgan des Historischen Instituts in Rom konnte in Verbindung mit dem Deutschen Campo Santo die Römische Quartalschrift wieder begründet werden. Nach schwierigen Verhandlungen ist es auch gelungen, den Oriens Christianus wieder ins Leben zu rufen. Diese Zeitschrift steht unter der Leitung von Prälat Professor D. Dr. Georg Graf (Dillingen). Das Erscheinen der Zeitschrift ist ein Ausdruck des Interesses, das die Görres-Gesellschaft den wissenschaftlichen Fragen des christlichen Orients entgegenbringt. Die Wiederaufnahme der wissenschaftlichen Beziehungen zu Spanien hat auch zu dem Wiedererscheinen der Spanischen Forschungen geführt, deren erster Band vor kurzem von Prälat Professor D. Dr. Johannes Vincke (Freiburg i. B.) anläßlich des Universitätsjubiläums von Salamanca als Festgabe der Görres-Gesellschaft überreicht werden konnte. Die Veröffentlichung der gesammelten Schriften von Joseph Görres wurde fortgesetzt. Der 4. Band der Schriften befindet sich in Druck und wird in Kürze erscheinen. Bearbeiter des Bandes ist Professor Dr. Leo Just (Mainz).

Neben diesen größeren, von der Gesellschaft herausgegebenen wissenschaftlichen Werken und Zeitschriften haben auch die einzelnen Sektionen ihre Publikationen wieder aufgenommen, so die Sektion für Rechts- und Staatswissenschaft und die Sektion für Sozial- und Wirtschaftswissenschaft. Die Fortführung dieser Schriftenreihen wird in den nächsten Jahren eine wichtige Aufgabe der betreffenden Sektionen sein. Schließlich plant die Sektion für Naturwissenschaften und Technik eine Schriftenreihe. Ein wichtiges Anliegen der Gesellschaft wird in den nächsten Jahren die Neuauflage des Staatslexikons bilden. Die letzte Auflage (1932, 5. Aufl.) ist inzwischen veraltet und außerdem vergriffen. In einer Zeit des Wiederaufbaus der Rechts- und Gesellschaftsordnung muß das Erscheinen eines

wegweisenden Werkes wie des Staatslexikons als vordringliche Aufgabe erscheinen. Die Vorarbeiten zum Wiedererscheinen des Werkes sind über das erste Vorbereitungsstadium hinaus. Es besteht die begründete Hoffnung, noch im kommenden Jahr mit der organisatorischen Tätigkeit für das Erscheinen des Staatslexikons beginnen zu können.

Einen erfreulichen Aufstieg hat die Arbeit der Auslandsinstitute im Berichtsjahr nehmen können. Das Römische Institut steht weiter unter der bewährten Leitung von Professor Dr. Engelbert Kirschbaum S. J. Im Berichtsjahr konnten drei Stipendiaten an das Institut entsandt werden (Dr. Karl Bosl, Dr. Helmut Hucke und Dr. Konrad Repgen). Mit Hilfe des Bundesinnenministeriums konnte die Bibliothek des Instituts, die sich im Deutschen Campo Santo befindet, weiter ausgebaut werden. Auch das im Jahre 1952 wiederbegründete Spanische Institut in Madrid konnte seine Arbeit aufnehmen. Während des Berichtsjahres konnten drei Stipendiaten (Dr. Heinrich Bihler, Dr. Werner Brüggemann und Dr. Gerhard Matern) nach Madrid entsandt werden. Eine deutsche Bibliothek des Instituts befindet sich im Aufbau. Die Leitung des Instituts hat Dr. Vives (Barcelona). Auf der Generalversammlung ist das Orientalische Institut der Görres-Gesellschaft in Jerusalem wieder gegründet worden. Die wissenschaftliche Bibliothek des Instituts ist zum Teil noch erhalten. Es ist in Aussicht genommen, im Jahre 1954 einen Stipendiaten nach Jerusalem zu entsenden.

In steigendem Maße hat die Gesellschaft in den vergangenen Jahren ihr Interesse den Fragen des wissenschaftlichen Nachwuchses zugewandt. Schon der erste Präsident der Görres-Gesellschaft, Georg von Hertling, hat wiederholt betont, wie wichtig diese Aufgabe für die Gesellschaft ist. Was damals schon als vordringliche Forderung der Görres-Gesellschaft erhoben wurde, muß heute noch wichtiger erscheinen. In den letzten 40 Jahren haben zwei Kriege, mehrere politische Umwälzungen und zwei Geldentwertungen die Reihen der deutschen Hochschullehrer übermäßig gelichtet bzw. den Nachwuchs gedrosselt. So sind in einzelnen Wissenschaftszweigen unauffüllbare Lücken entstanden. Wirtschaftliche Not und Vermaterialisierung haben dazu beigetragen, den Nachwuchsmangel noch empfindlicher zu machen. Soll die deutsche Wissenschaft nicht in noch stärkerem Maße ihre früher einmal führende Stellung in der Welt einbüßen, so sind sofortige Maßnahmen zur Bekämpfung des Nachwuchsmangels geboten. Die Görres-Gesellschaft ist sich dieser Aufgabe voll bewußt. Die von ihr zur Verwirklichung der Nachwuchsförderung ergriffenen Maßnahmen wurden bisher wesentlich durch die Arbeiten zum Wiederaufbau der Gesellschaft und den Mangel an finanziellen Hilfsquellen beeinträchtigt. Der Wiederaufbau der Gesellschaft ist abgeschlossen, die wissenschaftlichen Beziehungen zum Ausland sind wieder angeknüpft. Nun steht die Görres-Gesellschaft vor der unabdingbaren Aufgabe, das Problem des wissenschaftlichen Nachwuchses in Angriff zu nehmen. Sie wird sich nicht damit begnügen können, wissenschaftlich interessierte junge akademische Kräfte an wissenschaftliche Aufgaben und Probleme heranzuführen und die Drucklegung ihrer Arbeiten zu fördern und zu unterstützen, sondern auch in großzügiger Weise finanzielle Mittel zur Verfügung stellen müssen, um dem wissenschaftlichen Nachwuchs zu helfen. In einer Zeit der wirtschaftlichen Not der akademischen Jugend nützen Liebe zur wissenschaftlichen Arbeit und Idealismus nicht viel, zumal wenn in vielen wissenschaftlichen Bereichen die Angebote der Wirtschaft und der Industrie verlockend sind. Hier nützt nur unmittelbares Zugreifen mit wirtschaftlichen Hilfen und Unterstützungen. Der wissenschaftliche Nachwuchs hat ein Recht auf Sicherung seiner materiellen Lebensgrundlage.

Die Görres-Gesellschaft wird das Problem des wissenschaftlichen Nachwuchses allein nicht meistern können. Doch sie kann und will ihren Beitrag zur Lösung dieses fast vordringlichsten Problems der deutschen Wissenschaft beisteuern. Gerade hier zeigt sich ihre Gegenwartsnähe und ihre Verantwortung für die Zukunft. Gerade hier aber bedarf sie auch der Hilfe weitester Kreise, vor allem der katholischen Akademiker, die sich der ihnen zufallenden Verantwortung für den Hochschullehrernachwuchs und die Zukunft wissenschaftlicher Arbeit voll bewußt sein müssen. Die Görres-Gesellschaft waltet hier nur als Treuhänderin höherer Interessen, der deutschen Wissenschaft ebenso wie der Zukunft der deutschen Akademiker, nicht zuletzt der katholischen Akademiker. Die kommende akademische Generation wird einmal die Antwort auf die Frage geben können, ob die Görres-Gesellschaft diese brennendste Aufgabe ihrer Zeit hat lösen können, und ob ihr von den mitverantwortlichen Kreisen die für die Lösung dieser Aufgabe erforderlichen Mittel an die Hand gegeben worden sind.

Die Arbeitstagung der Pax Romana in Bonn vom 7. bis 12. August 1953 wurde von der Görres-Gesellschaft und dem Katholischen Akademiker-Verband vorbereitet. Auf der Arbeitstagung wurde auf Antrag des Generalsekretärs, Professor Dr. Hermann Conrad, die Görres-Gesellschaft als korrespondierendes Mitglied der Pax Romana aufgenommen. Für das aus dem Conseil Général ausscheidende Mitglied, Professor Dr. Robert Muth (Innsbruck), wurde der Generalsekretär der Gesellschaft, Professor Dr. Hermann Conrad, gewählt.

Bereits auf der Generalversammlung der Görres-Gesellschaft in Würzburg im Oktober 1952 war der Vizepräsident, Professor Dr. Johannes Spörl (München), zum Vertreter der Görres-Gesellschaft im Direktorium der Salzburger Hochschulwochen gewählt worden.

Hermann Conrad

VII. Veröffentlichungen der Görres-Gesellschaft

Historisches Jahrbuch

Im Mai 1953 gelangte der 72. Band des Historischen Jahrbuchs im Umfang von 632 u. XXIV S. zur Ausgabe. Er stellte zugleich die Festgabe der Görres-Gesellschaft für Herrn Prälat Prof. D. Dr. Georg Schreiber zum 70. Geburtstag dar. Von einem Besprechungsteil mußte angesichts der großen Beteiligung abgesehen werden. Der Band enthält folgende Beiträge:

Altaner Berthold, Zum Schrifttum der „skythischen" (gotischen) Mönche. Quellenkritische und literarhistorische Untersuchungen.
Beumann Helmut, Kreuzzugsgedanke und Ostpolitik im hohen Mittelalter.
Bilfinger Carl, Von den Aufgaben der Völkerrechtswissenschaft.
Braubach Max, Quellen, Forschungen und Darstellungen zur neuesten Geschichte.
Bruhns Leo, Von der Bedeutung der Symmetrie für die Didaktik römischer Kunstwerke.
Büttner Heinrich, Die Statuten des Binger St.-Martin-Stiftes vom Jahre 1160.
Conrad Hermann, Der parlamentarische Kampf um die Zivilehe bei Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich.
Diepgen Paul, Zur Frage der unentgeltlichen Behandlung des armen Kranken durch den mittelalterlichen Arzt.
Dölger Franz, Ein byzantinisches Staatsdokument in der Universitätsbibliothek Basel: der Tomos des Jahres 1351.
Dörrer Anton, Gehalts- und Gestaltswandel der alpinen Volkskultur. Funktionsabschwächung der Gebirgswelt.
Feine Hans Erich, Kirchleihe und krichliches Benefizium nach italienischen Rechtsquellen des frühen Mittelalters.
Fuchs Alois, Zur Forschung über die Bartholomäuskapelle in Paderborn.
Gewieß Josef, Die neutestamentlichen Grundlagen der kirchlichen Hierarchie.
Goetz Walter, Die Historische Reichskommission von 1928.

Hardick Lothar, Die Werke Bernardins von Siena als Quelle der historischen Volkskunde.
Hoberg Hermann, Das Bruderschaftswesen am Oberrhein im Spätmittelalter.
Höfer Josef, Zum Aufbruch der Neuscholastik im 19. Jahrhundert. Christoph Bernhard Schlüter, Franz von Baader und Hermann Ernst Plaßmann.
Höffner Joseph, Wesen und Wandel der Sozial-Utopien.
Hofmeister Philipp, Abtei und Celle im späteren Mittelalter.
Huber Augustinus K., Spanien und die Prämonstratenserkultur des Barock.
Just Leo, Wilhelm Grimms Übersetzung der Harvarar-Saga, ein Manuskript aus dem Nachlaß von Josef Görres.
Lausberg Heinrich, Zur literarischen Gestaltung des Transitus Beatae Mariae.
de Leturia Peter, Geschichte und Inhalt der Quellensammlung „Monumenta Historica Societatis Jesu" (MHSJ).
Löwe Heinz, Theoderich der Große und Papst Johann I.
Michel Anton, Humbert und Hildebrand bei Nikolaus II. (1059/61).
Oswald Josef, Bayerische Heimatbewegung und -forschung zwischen zwei Weltkriegen.
Peters Hans, Auslegung der Grundrechtsbestimmungen aus der Geschichte.
Quasten Johannes, Mutter und Kind in der Passio Perpetuae et Felicitatis.
Richter Peter, Wohlfahrtspflege, Caritas, Medizinalpolitik nach dem ersten Weltkrieg.
Seiring Georg, Hygienische Volksbelehrung in den letzten Jahrzehnten.
Spörl Johannes, Vorwort.
Schauerte Heinrich, Entwicklung und gegenwärtiger Stand der religiösen Volkskundeforschung.
Schmidt-Ott Friedrich, Zur neueren deutschen Wissenschaftsgeschichte. Ein Brief.
Staffelbach Georg, Der Plan eines von Konstanz losgelösten schweizerischen Bistums der Waldstätte.
Steffes Johann Peter, Im Spannungsfeld von Politik und Wissenschaft. Zur modernen Gelehrtengeschichte. — Ein Brief.
Stegmüller Friedrich, Die neugefundene Pariser Benefizien-Disputation des Kardinals Hugo von St. Cher OP.
Tüchle Hermann, Zur Verehrung des heiligen Kreuzes im barocken Schwaben.
Valjavec Fritz, Das Woellnersche Religionsedikt und seine geschichtliche Bedeutung.
Vinke Johannes, Volkskundliche Voraussetzungen der Patrozinienforschung.
Walz Angelus, Gottesfreunde um Margarete Ebner.
Wolff Metternich, Franz Graf, Alexander Pasqualini, ein Baumeister aus Bologna, und die Anfänge der Renaissance am Niederrhein.
Zeeden Ernst Walter, Die katholische Kirche in der Sicht des deutschen Protestantismus im 19. Jahrhundert.

Im März 1954 kommt der 73. Band zur Ausgabe; er wird einen Umfang von etwa 512 Seiten haben. Mit dem Satz des 74. Bandes ist bereits begonnen worden. *Johannes Spörl*

Historisches Jahrbuch

im Auftrag der Görres-Gesellschaft herausgegeben von Johannes Spörl.
62. bis 69. Jahrgang 1949, I. und II. Halbband, DM 50,—.
Kommissionsverlag J. P. Bachem, Köln
70. Jahrgang 1951, DM 25,50.
71. Jahrgang 1952, DM 31,50.
72. Jahrgang 1953, DM 38,—, als Festschrift für Georg Schreiber unter dem Titel: „Zwischen Wissenschaft und Politik", in Leinen DM 52,—.
73. Jahrgang 1954, DM 33,—.
Mitglieder der Görres-Gesellschaft erhalten das Historische Jahrbuch zum ermäßigten Preis durch Bestellung bei „Görres-Gesellschaft, Sektion für Geschichte, München 23, Kaiserstraße 59/3".
Kommissionsverlag Karl Alber, München/Freiburg

Philosophisches Jahrbuch

im Auftrag der Görres-Gesellschaft herausgegeben von A. Wenzl, A. Dempf, H. Meyer, J. Koch, J. Barion, W. Troll, F. J. v. Rintelen, M. Müller, G. Siegmund, V. Rüfner, H. Pfeil, P. Wilpert.
56. bis 61. Band, jährlich 4 Hefte, DM 14,—, Einzelheft DM 4,—.
Verlag Parzeller & Co., Fulda

62. Jahrgang, 1. Halbband, „Deutung der Gegenwart", DM 26,—.
62. Jahrgang, 2. Halbband, „Französische Philosophie der Gegenwart", DM 26,— (erscheint etwa Mai 1954).
Mitglieder der Görres-Gesellschaft erhalten das Philosophische Jahrbuch zum ermäßigten Preis durch Bestellung bei „Görres-Gesellschaft, Sektion für Philosophie, München 27, Felix-Dahn-Straße 2 a".
Verlag Karl Alber, Freiburg/München

Jahrbuch für Psychologie und Psychotherapie
im Auftrag der Görres-Gesellschaft herausgegeben von Victor E. Freiherr von Gebsattel und W. J. Revers. Im Jahresbezug (4 Hefte) DM 28,—, für Mitglieder der Görres-Gesellschaft DM 24,—, Einzelheft DM 8,50.
Bisher erschienen:
1. Jahrgang 1953, Heft 1 bis 4.
2. Jahrgang 1954, Heft 1. Heft 2 erscheint in Kürze.
Echter-Verlag, Würzburg

Römische Quartalschrift
für christliche Altertumskunde und Kirchengeschichte. Herausgeber: Deutsches Priesterkolleg am Campo Santo und Römisches Institut der Görres-Gesellschaft. Schriftleiter: Johannes Kollwitz und Johannes Vincke.
Band 48, Heft 1/2, DM 15,—.
Band 48, Heft 3/4 erscheint noch 1954.
Verlag Herder & Co., Freiburg

Oriens Christianus
Hefte für die Kunde des christlichen Orients. Im Auftrag der Görres-Gesellschaft herausgegeben von Georg Graf. Schriftleitung: P. Hieronymus Engberding und Joseph Molitor.
Band 37/1953 DM 18,—.
Band 38 erscheint noch 1954.
Verlag Otto Harrassowitz, Wiesbaden

Spanische Forschungen
Gesammelte Aufsätze zur Kulturgeschichte Spaniens. In Verbindung mit Edmund Schramm, Georg Schreiber und José Vives herausgegeben von Johannes Vincke.
1. Reihe, 9. Band, in Leinen DM 20,50, kartoniert DM 18,—.
Der nächste Band erscheint noch 1954.
Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung, Münster

Kirchenmusikalisches Jahrbuch
herausgegeben von Karl Gustav Fellerer.
34. Jahrgang 1950, DM 6,80.
35. Jahrgang 1951, DM 8,—.
36. Jahrgang 1952, DM 9,—.
37. Jahrgang 1953, DM 9,—.
Der 38. Jahrgang erscheint noch im Frühjahr 1954.
Verlag J. P. Bachem, Köln

Concilium Tridentinum

Diariorum, Actorum, Epistularum, Tractatuum nova collectio. Edidit Societas Goerresiana promovendis inter Germanos Catholicos litterarum studiis. Tom. VI: Actorum pars tertia, volumen prius: Acta Concilii Bononiensis a Massarello conscripta, ex collectionibus Sebastiani Merkle auxit, edidit, illustravit Theobaldus Freudenberger. 4°, XII u. 864 S. 1950. Brosch. DM 70,—, Halbfranz DM 88,—.
Tom. VII in Vorbereitung.
Verlag Herder & Co., Freiburg

Veröffentlichungen der Sektion für Rechts- und Staatswissenschaft

Gegenwartsprobleme des Rechts, Beiträge zum Staats-, Völker- und Kirchenrecht sowie zur Rechtsphilosophie, herausgegeben von Hermann Conrad und Heinrich Kipp.
Band I, 1950, DM 5,80.
Band II, 1950, DM 6,—.
Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn

Veröffentlichungen der Sektion für Wirtschafts- und Sozialwissenschaft

Stand und Ständeordnung im Weltbild des Mittelalters. Die geistes- und gesellschaftsgeschichtlichen Grundlagen der berufsständischen Idee, von Wilhelm Schwer.
2. Auflage 1952, DM 7,20.
Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn

In Vorbereitung:

Joseph Görres, Gesammelte Schriften

Im Sommer 1954 erscheint Band 4, Geistesgeschichtliche und literarische Schriften, 1808 bis 1817. Herausgegeben von Leo Just. Etwa 320 Seiten, in Leinen, Subskriptionspreis DM 19,50, Ladenpreis DM 24,—, für Mitglieder der Görres-Gesellschaft DM 19,50. — In Vorbereitung befinden sich Band 15: Historisch-politisches Schrifttum der Münchener Zeit von 1831 bis 1838, herausgegeben von Ernst Deuerlein. Band 14: Schriften der Straßburger Zeit, herausgegeben von Alexander Schnütgen. Band 20: Philosophische Schriften und christliche Mystik, herausgegeben von Alois Dempf. — Dann folgen als Abschluß des Gesamtwerkes die Bände 17, 18, 19, 21 bis 24.
Verlag J. P. Bachem, Köln